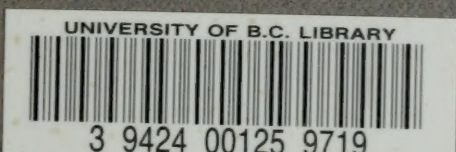


Von der Hacke zum Pflug

von

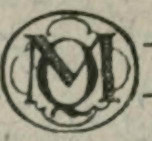
E. Hahn

Zweite Auflage



Wissenschaft und Bildung

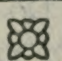
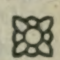
358

Quelle & Meyer  Verlag in Leipzig

Wissenschaft und Bildung

Einzeldarstellungen aus allen Gebieten des Wissens

Die Sammlung will den Leser schnell und mühelos, ohne Fachkenntnisse vorauszusetzen, in das Verständnis aktueller wissenschaftlicher Fragen einführen, ihn in ständiger Fühlung mit den Fortschritten der Wissenschaft halten und ihm so ermöglichen, seinen Bildungskreis zu erweitern, vorhandene Kenntnisse zu vertiefen, sowie neue Anregungen für die berufliche Tätigkeit zu gewinnen.

 Jeder Band umfaßt 124 bis 196 Seiten zum Teil mit zahlr. Abb. Geb. je nach Umfang M. 1.50 bis M. 4.– 

Bisher erschienen:

Religion

Einführung in die allgemeine Religionsgeschichte Von Professor Dr. N. Söderblom

Volksleben im Lande der Bibel Von Professor Dr. M. Löhr 2. Aufl.

Sabbat und Sonntag Von Professor Dr. H. Meinhold

Einführung in das Alte Testament Von Professor Dr. M. Löhr

Die Poesie des Alten Testaments Von Professor Dr. E. König

Geschichte des Judentums Von Professor Dr. H. Meinhold

David und sein Zeitalter Von Professor Dr. B. Baentsch

Die israelitischen Propheten Von Professor Dr. W. Caspari

Das Christentum Fünf Vorträge von Geheimrat Professor Dr. C. Cornill, Professor Dr. E. von Dobschütz, Geheimrat Professor Dr. W. Herrmann, Professor Dr. W. Staerk, Geheimrat Prof. Dr. E. Troeltsch.

Christus Von Professor Dr. O. Holtzmann 2. Aufl.

Paulus Von Prof. Dr. R. Knopf

Das apostolische Glaubensbekenntnis Von Professor Dr. K. Thieme

Die evangelische Kirche und ihre Reformen Von Prof. Dr. F. Niebergall

Das Christentum im Weltanschauungskampfe der Gegenwart Von Prof. Dr. A. Hunzinger 3. Aufl.

WISSENSCHAFT UND BILDUNG

Deutsche Malerei seit 1870 Von Professor Dr. W. Waetzold 2. Aufl.

Geschichte

Eiszeit und Urgeschichte des Menschen Von Professor Dr. J. Pohlig 3. Aufl.
Die Indogermanen Von Professor Dr. O. Schrader 3. Aufl.
Altorientalische Kultur im Bilde Von Dr. J. Hunger und Professor Dr. H. Lamer
Die babylonische Geisteskultur in ihren Beziehungen zur Kulturentwicklung der Menschheit Von Professor Dr. H. Winckler 2. Aufl.
Die Kultur des alten Ägypten Von Prof. Dr. Freiherrn W. v. Bissing 2. Aufl.
Die ägäische Kultur Von Prof. Dr. Freih. R. v. Lichtenberg 2. Aufl.
Griechische Kultur im Bilde Ein Bilderatlas Von Prof. Dr. H. Lamer 2. Aufl.
Vom Griechentum zum Christentum Von Prof. Dr. A. Bauer
Vom Judentum zum Christentum Von Prof. Dr. A. Bauer
Römische Kultur im Bilde Ein Bilderatlas Von Professor Dr. H. Lamer 3. Aufl.
Zur Kulturgeschichte Roms Von Geh. R. Prof. Dr. Th. Birt 3. Aufl.
Das alte Rom Sein Werden, Blühen und Vergehen Von Professor Dr. E. Diehl 2. Aufl.
Cäsar Von Hauptmann G. Veith
Westdeutschland zur Römerzeit Von Prof. Dr. H. Dragendorff 2. Aufl.
Die germanischen Reiche der Völkerwanderung Von Professor Dr. L. Schmidt 2. Aufl.
Grundzüge der Deutschen Altertumskunde Von Prof. Dr. H. Fischer 2. Aufl.
Deutsche Altertümer im Rahmen deutscher Sitte Von Professor Dr. O. Lauffer
Niederdeutsche Volkskunde Von Professor Dr. O. Lauffer
Das deutsche Haus in Dorf und Stadt Von Professor Dr. O. Lauffer
Vom Wikingerschiff zum Handelstauchboot Deutschlands Seeschiffahrt und Seehandel von den Anfängen bis zur Gegenwart Von Professor Dr. B. Schmeidler
Deutsche Kultur des Mittelalters im Bilde Von Professor Dr. P. Herre
Kulturgeschichte der Deutschen im Mittelalter Von Professor Dr. G. Steinhausen 2. Aufl.
Kulturgeschichte der Deutschen in der Neuzeit Von Prof. Dr. G. Steinhausen 2. Aufl.
Die deutsche Revolution (1548) Von Geh.-Rat Prof. Dr. E. Brandenburg 2. Aufl.
Die Technik im Landkriege Von Generalleutnant A. Schwarte
Seehelden und Admirale Von Vize-Admiral H. Kirchhoff
Die Kultur der Araber Von Prof. Dr. H. Hell 2. Aufl.
Mohammed und die Seinen Von Professor Dr. H. Reckendorf
Die Polarvölker Von Dr. H. Byhan

Bürgerkunde und Volkswirtschaftslehre

Einführung in die Rechtswissenschaft Von Prof. Dr. G. Radbruch 3. Aufl.
Staat und Gesellschaft Von Professor Dr. A. Vierkandt
Grundlinien des deutschen Staatswesens V. Geh. Hofr. Dr. R. Schmidt
Staatsbürgerkunde Von Geh. Rat Professor Dr. E. Bernheim 2. Aufl.
Politik Von Professor Dr. Fr. Stier-Somlo 4. Aufl.
Unsere Gerichte und ihre Reform Von Professor Dr. W. Kisch

WISSENSCHAFT UND BILDUNG

Die deutsche Reichsverfassung Von Geh. Rat Prof. Dr. Ph. Zorn 3. Aufl.

Die Haupttheorien der Volkswirtschaftslehre Von Professor Dr. O. Spann 5. Aufl.

Soziale und wirtschaftspolitische Anschauungen in Deutschland vom Beginn des 19. Jahrhund. bis zur Gegenwart Von Prof. Dr. P. Mombert.

Einführung in die Volkswirtschaftslehre Von Professor Dr. W. Wygodzinski 3. Aufl.

Volkswirtschaft und Staat Von Professor Dr. E. Kindermann

Die Praxis des Bank- und Börsenwesens Von Bankdirektor J. Steinberg 2. Aufl.

Die Großstadt und ihre sozialen Probleme Von Prof. Dr. A. Weber 2. Aufl.

Die Kleinwohnung Studien zur Wohnungsfrage Von Baudirektor Professor F. Schumacher 2. Aufl.

Der Mittelstand und seine wirtschaftliche Lage Von Syndikus Dr. J. Wernicke

Die Frauenbewegung in ihren modernen Problemen Von Helene Lange 2. Aufl.

Fürsorgewesen Einführung in das Verständnis der Armut und der Armenpflege Von Professor Dr. Chr. Klumker

Soziale Säuglings- und Jugendfürsorge Von Prof. Dr. A. Uffenheimer

Zoologie und Botanik

Anleitung zu zoologischen Beobachtungen Von Professor Dr. F. Dahl

Der Tierkörper Seine Form und sein Bau Von Privatdozent Dr. E. Neresheimer

Licht und Leben im Tierreich Von Professor Dr. W. Stempell

Die Säugetiere Deutschlands Von Privatdozent Dr. Hennings

Kryptogamen (Algen, Pilze, Flechten, Moose und Farnpflanzen) Von Prof. Dr. M. Möbius

Die Bakterien und ihre Bedeutung im praktischen Leben Von Professor Dr. H. Miehe 2. Aufl.

Anleitung zur Beobachtung der Vogelwelt Von Professor Dr. E. Zimmer 2. Aufl.

Das Schmarotzertum im Tierreich und seine Bedeutung für die Artbildung Von Hofrat Professor Dr. L. v. Graff

Tier- und Pflanzenleben des Meeres Von Prof. Dr. A. Nathansonn

Anleitung zur Beobachtung der Pflanzenwelt Von Professor Dr. F. Rosen 2. Aufl.

Befruchtung und Verbreitung im Pflanzenreiche Von Professor Dr. Giesenhagen

Pflanzengeographie Von Professor Dr. P. Graebner

Phanerogamen (Blütenpflanzen) Von Professor Dr. E. Gilg und Dr. R. Muschler

Zimmer- und Balkonpflanzen Von Garteninsp. P. Dannenberg 2. Aufl.

Unser Garten Von Garteninspektor Fr. Zahn

Von der Hacke zum Pflug Garten und Feld, Bauern und Hirten in unserer Wirtschaft und Geschichte Von Prof Dr. Ed. Hahn 2. verb. Aufl.

Anthropologie / Hygiene

Lebensfragen Der Stoffwechsel in der Natur Von Prof. Dr. F. B. Ahrens

Gesundheit und Lebensklugheit Von Geh. Sanitätsrat Dr. R. Paasch

WISSENSCHAFT UND BILDUNG

Arznei und Genußmittel, ihre Segnungen und Gefahren Von Professor Dr. F. Müller

Der menschliche Organismus und seine Gesunderhaltung Von Oberstabsarzt Dr. A. Menzer

Leib und Seele Von Professor Dr. H. Boruttau

Das Nervensystem und die Schädlichkeiten des täglichen Lebens Von Professor Dr. P. Schuster

Unsere Sinnesorgane u. ihre Funktionen Von Professor Dr. med. et phil. E. Mangold 2. Aufl.

Stoffwechsel und Diät von Gesunden und Kranken Von Geh. Medizinalrat Prof. Dr. C. A. Ewald

Die Volkskrankheiten und ihre Bekämpfung Von Professor Dr. W. Rosenthal

Die Hygiene des männlichen Geschlechtslebens Von Geh. Medizinalrat Prof. Dr. C. Posner 4. Aufl.

Gesundheitspflege des Weibes Von Prof. Dr. P. Straßmann 3./4. Aufl.

Die moderne Chirurgie für gebildete Laien Von Geheimrat Professor Dr. H. Tillmanns

Geologie / Geographie Astronomie / Mineralogie

Grundfragen der allgemeinen Geologie Von Konrektor Dr. P. Wagner 2. Aufl.

Die vulkanischen Gewalten der Erde Von Geheimrat Prof. Dr. A. Haas

Die Bodenschätze Deutschlands Von Professor Dr. L. Milch Bd. I u. II

Mitteleuropa und seine Grenzmarken Von Professor Dr. G. Braun

Die Alpen Von Professor Dr. F. Machatschek 2. Aufl.

Das Wetter und seine Bedeutung für das praktische Leben Von Professor Dr. C. Kassner 2. Aufl.

Das Reich der Wolken und der Niederschläge Von Prof. Dr. C. Kassner

Himmelskunde Von Professor Dr. A. Marcuse 2. Aufl.

Physik / Technik

Die Elektrizität als Licht und Kraftquelle Von Prof. Dr. P. Eversheim 3. Aufl.

Starkstromtechnik Von Professor Dr. P. Eversheim

Elektrochemie Von Professor Dr. W. Bermbach

Hörbare, Sichtbare, Elektrische und Röntgenstrahlen Von Geh. Rat Professor Dr. Fr. Neesen

Telegraphie und Telephonie Von Telegraphendirektor und Dozent F. Hamacher

Das Licht im Dienste der Menschheit Von Dr. G. Leimbach

Kohle und Eisen Von Professor Dr. A. Binz 2. Aufl.

Das Holz Von Forstmeister H. Kottmeier und Dr. F. Uhlmann

Das Buchgewerbe einst und jetzt Von Museumsdirektor Dr. A. Schramm

Die Gärungsgewerbe und ihre naturwissenschaftlichen Grundlagen Von Prof. Dr. W. Henneberg und Dr. G. Bode

Milch- und Molkereiprodukte, ihre Eigenschaften, Zusammensetzung und Gewinnung Von Dr. P. Sommerfeld

Rohstoffe der Textilindustrie Von Geh. Reg.-Rat Dipl.-Ing. H. Glafey

Spinnen und Zwirnen Von Geh. Reg.-Rat Dipl.-Ing. H. Glafey

Die Textilindustrie Herstellung textiler Flächengebilde Von Geh. Reg.-Rat Dipl.-Ing. H. Glafey

Unsere Kleidung und Wäsche Von Direktor B. Brie, Professor P. Schulze, Dr. K. Weinberg

Wissenschaft und Bildung
Einzeldarstellungen aus allen Gebieten des Wissens
127

Von der Hacke zum Pflug

Garten und Feld, Bauern und Hirten in unserer Wirtschaft und Geschichte

Von

Prof. Dr. Ed. Hahn

2. verbesserte Auflage



1919
Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig

Ohlenrothsche Buchdruckerei
Georg Richters
Erfurt

Den Manen

Schmollers und Adolf Wagners

gewidmet

historiker sich zwar meist im allgemeinen anerkennend über die neuen Anschauungen äußern, sich aber eigentlich immer noch recht wenig gewöhnt haben, die notwendigen Folgerungen zu ziehen, so hat das vielleicht besondere Gründe. Die zweite Auflage ist im allgemeinen bis auf wenige Verbesserungen und Zusätze unverändert, da ich auf den Krieg und seine Einwirkungen (und auf den Frieden, Mai 1919) noch nicht eingehen kann.

Im übrigen werden die neuen Aufstellungen über den Beginn der Menschheit und der Wirtschaft, über die Stellung der beiden Geschlechter zur Wirtschaft und zur Gesellschaft und über alles, was mit diesen Beziehungen zusammenhängt, werden aber allmählich doch ihren Weg weitergehen und für die Wissenschaft und das soziale Leben noch große Veränderungen herbeiführen.

Inhaltsverzeichnis.



Einleitung.

Es wird manchem Leser etwas eigen erscheinen, wenn er im Laufe dieser Untersuchung immer wieder auf die Naturvölker, die sogenannten Wilden, auf ihr Beispiel und ihre Auffassung hingewiesen wird.

Wir sind in den gewöhnlichen Gedankengängen, die wir gerade mit unserer Bodenwirtschaft und ihrer Geschichte verbinden, bis dahin ganz gewiß nicht gewohnt, unsere Beispiele so weit herzuholen, und auch für die Geschichtsforschung ist es eigentlich noch nicht üblich, so weit zurück in diese dunklen Vergangenheiten hinabzusteigen, wie das hier geschehen ist.

Aber diese vertiefte Auffassung steht, so fremdartig sie zunächst manchen erscheinen mag, doch auf dem gesicherten Boden der Wissenschaft und in ihren Kreisen ist man schon ganz an diese Methode und an ihre Ergebnisse gewöhnt.

Da darf man wohl noch einmal weiteren Kreisen diese Ansichten vorlegen, auch wenn das Material und die Sprache noch etwas eigenartig erscheint, ja es liegt vielleicht gerade jetzt besonders Veranlassung genug dazu vor.

In der Hast des Erwerbslebens und bei dem Übermaß des Bunten und Vielgestaltigen, wie es unser heutiges Leben (und nun gar unsere Presse!) selbst in das bescheidenste Dasein unserer Zeitgenossen trägt, ist es doch der heutigen Menschheit eigentlich zu wünschen, daß sie wenigstens gelegentlich daran erinnert wird, wie ehemals ungezählte Generationen in ungezählten Jahrtausenden mühsam an den untersten Fundamenten bauen mußten, auf denen nun das ganze, jetzt so beängstigend schnell weiter und immer weiter ausgestaltete Gebäude unserer Wirtschaft, unserer Kultur und unserer staatlichen Entwicklung sich im Gleichgewicht erhalten soll.

In unserem Tagesleben merkt der Kenner nur zu oft, daß der Durchschnittsmensch unserer Zeit doch gar zu wenig von diesen grundlegenden Verhältnissen weiß und in Betracht zieht.

Namentlich ist die Erkenntnis der wirtschaftlichen Anfänge unseres Lebens trotz der Wichtigkeit dieser Dinge, von denen wir alle im eigentlichen Sinne leben und durch deren Herstellung so viele im übertragenen Sinne ihr Leben fristen, noch immer außerordentlich wenig in ihrer Bedeutung erkannt. Und doch kommt es für die Nahrung wahrlich nicht immer bloß auf die Zusammensetzung an, wie sie eine gewöhnliche chemische Analyse angibt, und natürlich kann uns nur die geschichtliche Forschung auch zu einem breiter gebauten und tiefer reichenden Verständnis der wirtschaftlichen Verfahrungsweisen verhelfen. Z. B. ist, soweit ich sehe, die Erklärung von Moritz Heyne, der das Brot mit dem Brauen zusammenbrachte (ohne zu wissen, daß ich schon früher das Bier für älter erklärt hatte wie das Brot), von den Philologen meist gebilligt worden. Das würde natürlich voraussetzen, daß hier also Gärungsvorgänge auch schon in der ältesten Zeit eine große Rolle gespielt haben, denn Brauen führt ja zu einem gegorenen Getränk! Wer von uns hat sich aber je klargemacht, daß der Schuh, auf dem er geht, das Brot, das er ißt, wie das Bier und der Wein, so verschiedenartig alle vier auch zu sein scheinen, doch darin zusammenhängen, daß es sich hier um Gärungsvorgänge handelt, die untereinander geschichtlich ganz eigenartig zusammengehören[1]. Für alle diese wichtigen Dinge, scheint es, fehlt es noch an vielen Stellen gänzlich an Verständnis.

Für die allgemeine menschliche Geschichte fehlt uns ja auch zu oft und zu sehr der richtige Blick; für uns ist schon die Zeit vor der Einführung der Eisenbahn und vor den Umwälzungen im täglichen Leben, die sie begleiteten, ganz außerhalb des Gebiets der Vorstellungen geraten! Und dabei haben unsere Großeltern doch in Bildung und geschichtlichen Erfolgen wahrlich etwas geleistet, auch wenn sie noch beim Talglicht, Öllämpchen oder gar beim Kienspan saßen und wenn sie noch zu Fuß gehen oder mit der Postkutsche fahren mußten, sobald sie etwas mehr von Land und Leuten sehen wollten. Es kann uns also für eine richtige Anschauung der Erscheinungen unseres wirtschaftlichen, politischen und geistigen Lebens eine richtige Vorstellung von der Tiefe der Menschheit — um das sinnige Wort Friedrich Ratzels, das ich diesem Buche vorangestellt habe,

[1] Urgeschichte des Bieres. Wochenschrift f. Brauerei. 15. Jahrg. 1898, S. 434.

zu wiederholen, nur förderlich sein. Um ein Gleichnis oder eigentlich ein Beispiel, das ich schon öfters bewährt gefunden habe, auch hier heranzuziehen: Wir pflegen ja das Jahrhundert als drei Generationen zu rechnen. Wenn wir aber das zweite Jahrtausend nach Christus schon als vollendet einbeziehen und fünftausend Jahre, — manche halten das für sehr viel — für die durch Dokumente festgelegte Geschichte ansetzen, so kommen wir in diesen siebentausend Jahren nur auf 210 Generationen! Und wie oft hat nicht der Großvater seinen Enkel heranwachsen sehen! Es ist ja auch leicht festzustellen, daß die wirtschaftlichen Zustände in diesem Zeitraum gar nicht so viel anders geworden sind. Schon damals gab es Reiche und Arme, Gelehrte und Ungelehrte, Könige und Untertanen. Schon damals pflügte man das Land mit Pflug und Ochsen, säte das Getreide in das so vorbereitete Feld, aß das aus dem Korn bereitete Brot und schätzte dazu Butter und Honig und trank dabei Milch, Bier und Wein. Man trug Kleider aus Wolle und ging auf Sohlen aus Leder einher. Man baute Häuser, Tempel und Paläste mit Mauern, Fenstern, Türen und großen Toren, und damals schon versichern uns auch die Könige, daß sie über die Welt herrschen, oder wie sie das ausdrücken, daß sie die Herren des Aufganges und des Niederganges und der vier Ecken der Welt sind. Auch damals also werden die Menschen sich als Mittelpunkt und Zweck der Schöpfung gefühlt haben, wie wir heute. Wie viel tiefer müssen also die Anfänge der Menschheit liegen, wenn wir in diesem geschichtlichen Zeitraum es eigentlich nur so wenig weiter gebracht haben!

Wenn wir immer bedenken würden, wie langsam die Menschheit herangewachsen ist, würden wir nicht gar so oft verlangen und voraussetzen, unsere Zeitgenossen sollten sich in kurzer Zeit oder womöglich gar mit einem Schlage wegen einer äußeren Veränderung nun auch innerlich ändern.

Wie auch heute noch das Kind ganz gewiß in der ersten Zeit seines Daseins, schon bis es zu laufen und zu stammeln anfängt, mehr und gewichtigere Dinge lernt, als die tiefgründigste Universitätsausbildung sie in einem halben Dezennium ihm später lehren kann, ebenso gewiß liegt aber auch an der Schwelle der Geschichte der Menschheit ein außerordentlich großer Kreis gegebener Erfahrungen fertig und abgeschlossen vor. Freilich erscheinen uns Kulturmenschen nun alle diese einst von unseren

Urvorfahren mühsam errungenen Vorstellungen und Ergebnisse als etwas so Selbstverständliches, daß wir sie immer und überall als gegeben voraussetzen und uns gar keine Entstehung für sie denken können. Und doch ist es ganz gewiß der Menschheit nur nach manchem falschen Anlauf und mit vielem Stolpern und Fallen geglückt, die ersten Schritte auf der Bahn nach aufwärts zu tun! Erst die moderne Wissenschaft hat einsehen gelernt, daß auch diese allgemeinen, der gesamten Menschheit geläufigen Vorstellungen und Dinge in jenen Zeiträumen, die weit vor aller Geschichte liegen, entstanden und oft allmählich und recht langsam herangewachsen sein müssen; in jenen Zeiten, in die nur noch die Anthropologie und die Vorgeschichte hier und da ein Schlaglicht fallen lassen können.

Dabei müssen wir aber gleich noch eines bedenken: so stark einerseits die Ethnologie und die Anthropologie von Berufs wegen immer wieder die bestehende Ungleichheit der verschiedenen Menschenrassen in geistiger und in körperlicher Beziehung und in den Anlagen, wie sie ja vielfach sofort ins Auge springt, betonen und betonen müssen, so muß andererseits doch immer wieder hervorgehoben werden, daß die heute noch lebende Menschheit und, soweit wir sie verfolgen können, auch die Menschheit aller Stufen der Vergangenheit doch ein einziges in sich geschlossenes Ganzes bildet. Alle Voreingenommenheit so vieler Schriftsteller und der Scharfsinn so mancher anderweitig beeinflußten Forscher hat daran nichts ändern können. Wir sind nur immer wieder zu der bedeutungsvollen Erkenntnis gedrängt worden, daß wir einen recht großen und gewichtigen Gesamtbesitz der Menschheit anerkennen müssen, darunter den Gebrauch des Feuers!

Dieser Gemeinbesitz kann freilich gelegentlich und namentlich bei sinkenden Völkern und Generationen zusammenschrumpfen, ja er kann, auch auf idealem Gebiet, bei Menschen ganz verkümmern, die sonst, wie die Römer der ausgehenden Kaiserzeit, auf einer anerkannt höheren materiellen Stufe der Kultur stehen! Dieser Gesamtbesitz kann aber auch Einzelwesen durch natürliche Veranlagung zum Teil fehlen oder ihnen auch erst später verloren gehen, — so gibt es dann Blinde und Taube für das Naturgefühl und für das religiöse Gefühl so gut, wie es Farbenblinde und Musiktaube gibt. Aber im allgemeinen und im besonderen setzt sich die Erkenntnis dieser ununterbrochenen Zu-

sammengehörigkeit der Gesamtmenschheit in diesen Dingen in immer weiteren Kreisen immer stärker über alle abweichenden Richtungen hinweg durch! Es hängt das ohne Zweifel damit zusammen, daß sich immer mehr die für die Anfänge der Menschheit gegebene Unterscheidung verbreitet, daß die Erwerbung und gewohnheitsmäßige Verwendung des Feuers einst den Menschen zum Menschen gemacht und ihn von der Tierwelt dauernd getrennt hat. Aber mit dem Besitz des Feuers trat zugleich auch schon in seine Gedankenwelt eine zündende Idee: das war die Vorstellung, daß das Feuer, diese Kraft, die von so außerordentlicher, bald wärmespendender und hilfreicher, bald verderbenbringender und sogar vernichtender Wirkung war, immer aufs neue aus dem Material, in dem sie zwar vorhanden war, aber versteckt schlief, geweckt werden konnte und mußte, wenn man sie wieder neu verwenden wollte. Es war für diese Auffassung gleichgültig, ob man das Feuer aus dem Stein hervorschlug oder ob man es, wie es wohl für die längste Zeit und den größten Teil der Menschheit geschah, aus dem Holze herausreiben mußte. Ob dies klar empfunden wurde, ist eine andere Sache, aber gerade je weniger der Urmensch sich über die eigentliche Natur des Vorganges klar wurde, um so mehr konnte und mußte ihm das Ding an sich wichtig sein! Schon Schurtz hatte freilich das Feuer kurz, aber schlagend eine Frucht der Arbeit genannt und damit wird auch unsere Anschauung wohl nach allen Seiten übereinstimmen. Interessant aber ist zu dieser Auffassung des Feuers als etwas Hochheiligem bei anderen Völkern, daß sich auch in unserem germanischen Gebiet und mitunter bis in unsere Zeit hinein der Gebrauch erhalten hatte, ein besonders wirksames Feuer, das heilige Notfeuer, unter feierlichen Formen aus dem Holze heraus zu arbeiten, trotzdem man es schon so lange für das tägliche Leben viel einfacher durch Stahl und Stein zu gewinnen wußte. Der Gedanke, die Heiligkeit des Feuers und der Flamme bei Feierlichkeiten heranzuziehen, wird aber, neben den so leicht verständlichen Freudenfeuern bei uns, ja auch heute noch durch den Glanz der Lichter bei uns verkörpert, — die die übrige christliche Welt erst von den (Kelten? und) Germanen kennen lernte — und er hat sich ja auch bei uns bei allen Feierlichkeiten, — Festmahl, Hochzeit oder Begräbnis erhalten und gerade in unserer Zeit, die sonst so viel verloren hat, eine uns besonders

anmutende Form in den Lichtern des Christbaumes wieder neu gewonnen.

Wir sind also meiner Meinung nach vollkommen berechtigt, auch für die Anfänge der Menschheit das Vorhandensein von einzelnen sog. „höheren“ Ideen außerhalb der wirtschaftlichen oder rein praktischen Nützlichkeit anzunehmen. Es kommt dabei gar nicht darauf an, ob diese Ideen und Gedankengänge immer richtig waren und auch nicht, ob sie den Anschauungen unserer Zeit entsprechen, es kommt vielmehr darauf an, ob wir genügend Material zusammenbringen, um einen Teil oder wenigstens einen Umriß dieser für unsere Vorfahren in der Kultur so wichtigen Vorstellungen zurückzugewinnen und damit so in einem gewissen Umfang die wirtschaftlichen und geistigen Vorgänge bei dem Fortschreiten der älteren Menschheit auf jede neue wichtige Kulturstufe wieder aufbauen können.

Nun erscheinen die Ergebnisse der modernen Ethnologie dem Durchschnittsmenschen zum Teil in einem eigenen Licht und dem philosophisch Gebildeten, wenn er schon etwas davon weiß, oft erst recht: es gibt eine neue ethnologische Schule, — und sie hat wohl die Zukunft für sich, — die mit gutem Grund sogar den ganzen Anfang aller höheren und religiösen Ideen mit den Anfängen zusammenbringen will, die wir bei unseren Zeitgenossen draußen, den sog. Wilden, noch finden und die uns eigentlich immer wieder zeigen, daß diese „Natur“kinder überall außersinnliche Mächte voraussetzen und daß sie immer wieder geneigt sind, sich selbst Einfluß auf diese außersinnlichen Mächte zuzuschreiben, und das in solchem Umfange, daß sie ihn sogar wirken sehen! Die ältere gläubigere Zeit bei uns sah bekanntlich in all diesen Dingen da draußen nur Teufelswerk, und, als das allmählich doch aus der Mode gekommen war — Priestertrug; die Auffassung der neueren Wissenschaft ist wie gesagt ganz anders. Der Zauberer der Kaffern, der der Australier ist in überwiegend vielen Fällen ganz gewiß fest davon überzeugt, daß er außersinnliche Mächte und Kräfte zur Verfügung hat, die ihm seine außersinnlichen Leistungen und Wirkungen möglich machen. Und gelingt ihm nicht immer alles, so liegt das nach seiner Überzeugung nur daran, daß er die Beschwörungen falsch angefangen hat, oder die richtigen Mittel, wie Gesänge, Tänze, Sprüche, Medizinen usw., noch nicht kennt, oder daß ein stärkerer Zauber oder Zauberer ihm hier entgegenwirkt.

So sind gewiß auch die Steinzeitleute, die in uralten Zeiten die wunderbaren Höhlenmalereien herstellten, überzeugt gewesen, die Handlungen, die sie vor diesen Abbildern vornahmen, würden von größtem Einfluß auf die Vermehrung ihrer Beute und auf den glücklichen Erfolg ihrer Jagden sein.

Sicher sind nach unserer heutigen Erkenntnis gewisse, altgewohnte Gebräuche und Vorstellungen zum Teil außerordentlich weit verbreitet, und sie sind auch da, wo sie nur noch unverständliche Bruchstücke eines ehemaligen Gebrauches darstellen, doch für die Bevölkerung ungemein wichtig. Kann sich doch gar leicht, selbst bei uns noch in der Vorstellung des Volkes der Glaube erhalten, von solchen Gebräuchen könne das Gedeihen der Feldfrüchte, also das Wohl des ganzen Volkes abhängen.

So erinnere ich, um nur ein Beispiel für viele zu bringen, an das Perchtenlaufen, das in den salzburgischen Alpen hier und da noch alle elf Jahre gehalten wird.

Zu diesen mit dem Gedeihen der angebauten Gewächse verknüpften Dingen gehört nun auch die Vorstellung, die ja bei der Pflanzenkultur recht naheliegend war, daß zum Gedeihen der neugesäten Pflanzen, zum Anwachsen der in den Boden gesetzten Stecklinge z. B., gewisse Formeln und Riten oder auch gewisse Stoffe, die ihnen als Zauber oder als Opfer beigegeben werden müssen, unumgänglich notwendig wären. Wir haben ja von den nordamerikanischen Indianern das Wort „Medizin“ in diesem ganz besonderen Sinne dafür verwenden gelernt. Unter ganz ähnlichen Vorstellungen verfahren nun auch die südafrikanischen Stämme, namentlich die Kaffern, wenn auch im einzelnen die Stoffe und ihre Anwendung natürlich sehr verschieden sind. Soll hier z. B. die Saat des Getreides gedeihen, so ist es durchaus notwendig, bestimmte Tage zu beachten, dann bestimmte heilige Handlungen vorzunehmen, gewisse geheimgehaltene Stoffe zu vergraben und was dergleichen mehr ist, da diese Gebräuche, die, wie man sieht, auch zum allgemeinen Besitz der Menschheit gehören, von ihnen mit der Bodenkultur in Verbindung gebracht werden.

Wir sind nun augenblicklich wohl geneigt, aus den Verhältnissen, die wir bei den Naturvölkern noch vorfinden, die Anfänge aller wirtschaftlichen Fürsorge und auch den Beginn der Bodenkultur der fürsorglichen Tätigkeit der Frau zuzuschreiben, aber so sehr wir diese Seite der

Tätigkeit der Frau anerkennen, so gut wissen wir auch, daß die ideale Seite, d. h. der Glaube an höhere Mächte, der sich freilich zunächst in das Gewand des Zaubers hüllt, von großer Bedeutung für den ganzen Kreis der Tätigkeit und des Vorstellungskreises der Männer war und sich vom Beginn an mit den wirtschaftlichen Anfängen in der Hand der Frau verband.

Wie stark aber die heutige Wissenschaft unter der Wirkung des großen Materials, das uns die Ethnologie über unsere Mitmenschen da draußen, die „Wilden" gegeben hat, steht, dafür mag ein gewichtiges Beispiel für viele genügen. Es hat die Vorstellung aufkommen und sich mehr und mehr befestigen können, daß beim Beginn der Pflanzenkultur der Grabstock in der Hauptsache nicht ein wirtschaftliches Gerät war, daß er vielmehr daneben eine weit größere zauberische Bedeutung gehabt haben wird.

Für die Anschauung der modernen Ethnologie aber ist der Umstand außerordentlich wichtig, daß hier, im Gegensatz zu der sog. materialistischen (jetzt auch ökonomischen) Geschichtsauffassung für eine so alte und den ersten Anfängen unserer Kultur so nahe, aber gerade deshalb doch allerwichtigste Stelle nicht der materiellen Not die größte Bedeutung zugerechnet, daß vielmehr hierbei freilich nicht verstandenen höheren Gewalten die ausschlaggebende Rolle zugeschrieben wird. Es ist nun aber sehr eigenartig und in mancher Beziehung für uns recht zu beklagen, daß, während wie zu allen Zeiten so auch heute noch Schilderungen fremder Völker naturgemäß die breitesten Kreise anziehen und infolgedessen ein gut Teil unserer populären Literatur den Stoff aus der Völkerkunde nimmt, doch die Ethnographie, die beschreibende Völkerkunde, immer dabei überwiegt, daß aber die Ethnologie, die neue Wissenschaft vom Wesen der Menschheit und der Völker, eigentlich immer noch nicht der Öffentlichkeit und namentlich den Schwesterwissenschaften gegenüber zu der doch so unbedingt notwendigen Anerkennung und Stellung gekommen ist! Und doch sollte sie vor allem für alle Schichten, die doch eigentlich höhere und höchste Ansprüche an sich stellen müßten, von allergrößter Bedeutung sein, müßte also eigentlich als eine der wichtigsten Wissenschaften überhaupt erscheinen.

Diese Nichtbeachtung hat sich gelegentlich schon bitter genug gerächt. Der große Aufstand in Südwestafrika hätte sich vielleicht

ganz vermeiden lassen, er wäre wenigstens in dieser Ausdehnung und in dieser Form nicht aufgetreten, wenn die Beamten, wie es hätte sein müssen, darüber unterrichtet gewesen wären, daß die afrikanische Auffassung des Rinderbesitzes eine ganz andere ist wie die, die wir haben; so kam es denn, daß unsere Steuerverwaltung in einem Ochsen oder einer Kuh der Herero nur so und so viel hundert Mark wie bei uns sah und leider bei der mangelhaften Ausbildung für ihr schweres und verantwortungsvolles Amt auch nur sehen konnte. Die Herero wie andere Afrikaner sehen aber ihre Rinder ganz anders an.

Wir bauen nun seit einigen Jahren immer mehr Museen der Völkerkunde, und wir geben sehr viel Geld für die Vermehrung unserer Sammlungen durch oft recht große und kostspielige Expeditionen aus, aber eine feste Stellung unter den anderen Wissenschaften hat die Ethnologie noch immer nicht errungen. Sie muß immer noch als Aschenbrödel neben der älteren Schwester Philosophie weiter vegetieren, obgleich natürlich der Vergleich zwischen beiden Wissenschaftszweigen inbezug auf die praktischen Ergebnisse und die praktische Bedeutung sicher nicht zuungunsten der Völkerkunde ausfallen würde.

Sie hat allerdings den bösen Trost, daß es ihrer Zwillingsschwester, der deutschen Volkskunde, noch viel schlechter geht. Die wissenschaftliche Erkenntnis des eigenen Volkes wird leider von allzu vielen auch der führenden und der sog. höheren Kreise noch als herzlich überflüssig oder gar als uninteressant angesehen und beiseite geschoben.

So ist aber leider die Befürchtung nur zu berechtigt, daß die Erkenntnis von der Wichtigkeit der Ethnologie, besonders aber auch der Volkskunde bei uns in breiteren Kreisen erst dann zur Geltung kommen wird, wenn nur noch wenig kümmerliche Reste des ehemaligen Reichtumes und des zum Teil auch heute noch großen Besitzes vorhanden sind. Um so wertvoller ist daher jetzt die Sammelarbeit jedes einzelnen Mitarbeiters, wo noch irgend etwas zu retten ist.

Mit gutem Grunde habe ich aber gerade darum die Wichtigkeit der Volkskunde und der Ethnologie hier noch einmal hervorheben wollen, weil weiten Kreisen der große Zusammenhang dieser Wissenschaften mit dem gesamten Dasein unseres Volkes wie dem der Menschheit und mit unserem ganzen Wissen und Können, Fühlen und Wollen, mit allen unseren Tugenden und

Lastern, Fehlern und Vorzügen nicht immer so deutlich ist, wie er sein sollte. Ist doch die Wirtschaft, d. h. Nahrung, Wohnung, Kleidung und Beschäftigung des Menschen der einzig gegebene Untergrund der Wirklichkeit, von dem aus alle höheren Regungen auch des geistigen Lebens sich erheben müssen und sich entwickeln sollen, aber die Wirtschaftsgeschichte und die Wirtschaftsgeographie haben als Fach sich immer noch nicht einmal die bescheidenste Anerkennung der leitenden Kreise erringen können, obgleich wir bald drei Jahrzehnte kolonialer Wirksamkeit in den verschiedensten Erdteilen hinter uns hatten!

Ich konnte dies Gebiet aber um so weniger übergehen, weil der Weg für die Entwicklung der Geschichte der Wirtschaft aus unseren heutigen Verhältnissen heraus viel zu weit geworden ist. Das ergibt sich ja schon aus der allgemeinen und weitgehenden Unkenntnis, die bis in die allerletzten Zeiten, bis zum Aufkommen der Völkerkunde mit ihrem ungeheuren Material über diese Anfänge der Wirtschaft wie überall so auch bei uns in Deutschland herrschte.

Für den Durchschnittsmenschen der heutigen Kultur ist es ja nun vielleicht nicht sehr erhebend, daß er jetzt an Buschmännern, Australiern und Botokuden lernen soll, welcher Art die ersten Schritte gewesen sein mögen, die seine Vorfahren vor vielen Jahrtausenden auf dem weiten, mühsamen und keineswegs immer in gerader Richtung aufwärts führenden Wege zurücklegten, der doch bis zu unserer heutigen Kulturhöhe geführt hat. Diese Empfindung mag weit verbreitet sein, sie mag auch in gewisser Ausdehnung berechtigt sein, trotzdem müssen wir uns an diese neue Auffassung gewöhnen, haben wir doch kein anderes Mittel, in das Dunkel einzudringen, welches die Anfänge der Wirtschaft des Menschen überhaupt und so auch die Anfänge unserer Bodenkultur umgibt.

Stand die Hacke vor dem Pflug?

Anfänge der Bodenbestellung.

Warum, so wird sich mancher gefragt haben, ehe er das Buch zur Hand nahm, warum nur ist im Titel die Hacke vor den Pflug gestellt? Bei uns ist die Rangordnung bisher doch stets umgekehrt, steht doch der Garten an wirtschaftlicher Bedeutung, für die gewöhnliche Anschauung wenigstens, weit hinter dem zurück, was unsere Landwirtschaft umfaßt. Hier aber ist *der Garten vor das Feld* gestellt!

Es ist nun freilich nicht ohne Grund geschehen, wenn bei mir die Stellung eine andere ist, und es ist wirklich seltsam genug, daß diese veränderte Stellung eigentlich doch nur jener Anschauung entspricht, die in unserer Bibel zum deutlichen Ausdruck kommt, obgleich sie bei uns doch für so außerordentlich lange Zeiten die Grundlage für alle geschichtliche Auffassung gegeben hat.

Immerhin ist es ja auffallend genug, daß in dieser Beziehung gerade die *biblische* Geschichte auf die Anschauung der breitesten Kreise der gebildeten Menschheit *so gut wie gar nicht eingewirkt hatte*. Hier hatte sich vielmehr zumeist die von den Klassikern abgeleitete Lehre durchgesetzt, nach der auch der Kulturmensch erst aus dem Jäger ein Hirte geworden und dann erst zum Ackerbau gelangt sein sollte! — Sie war nicht nur für die Schullesebücher, sondern auch für die hervorragendsten Vertreter der Wissenschaft bis zuletzt maßgebend, so daß häufig genug selbst in der Philosophie und in der Ästhetik wichtige Teile des Lehrgebäudes mit diesen Theorien im Zusammenhang standen und oft geradenwegs aus ihnen abgeleitet wurden. So hat man denn auch aus der Anschauung: der Mensch der älteren Zeit könne oder müsse überall als ein roher Jäger angesehen werden, der sich vom Fleisch und vom Blut seiner Beute genährt hätte, gelegentlich recht weitgehende Schlüsse abgeleitet, ebenso wie aus dem Hirtendasein, das wenigstens für unsere Hälfte der Welt immer wieder als eine allgemeine Durchgangsstufe angenommen wurde.

Dabei ist es sehr eigenartig, daß diese Theorie, die, wie gesagt, als notwendig vorausgesetzt wurde, eigentlich in ausgesprochener und gut entwickelter Form überhaupt gar nicht vorhanden war. Im Altertum hatten Dichter und dichterische Philosophen wohl dergleichen ausgemalt, aber es kam dann doch nur auf eine freie Schilderung des rohen Naturzustandes hinaus, wie man ihn sich für eine vergangene Zeit dachte.

Besonders geschah das, um nach den beiden Richtungen, die das Altertum beherrschten, einmal die alte einfache und gute, die sog. goldene Zeit ohne Bedürfnisse, Leidenschaften und Laster schildern zu können, andererseits um im Gegensatz dazu den in kurzen Jahrhunderten zum Teil allerdings mit göttlicher Hilfe erreichten hohen Kulturzustand zu preisen!

Auch in der Zeit nach dem auch hier sterilen und verständnislos nachbetenden Mittelalter kam es nun nicht etwa zu ausführlicheren Darstellungen der verschiedenen Stufen und der zwischen ihnen doch notwendigen Übergänge dieser angenommenen drei Ernährungsweisen der Menschheit, obgleich sich die Tendenz zuletzt stark gewendet hatte. Denn die von Rousseau und den anderen Naturphilosophen so merkwürdig beeinflußte Zeit zog eigentlich diese Dinge doch nur heran, um die Entartung der Kulturmenschheit zu beweisen. Zu ausgearbeiteten Schilderungen kam es auch hier nicht, und so findet man denn noch häufig genug den Bahnbrecher der nationalen Entwicklung Deutschlands in Handel, Industrie und Verkehr, den durch sein tragisches Schicksal geadelten Nationalökonomen Friedrich List für diese allgemein verbreitete Theorie verantwortlich gemacht, die er doch nur in wenigen Worten und kurzen Sätzen wiedergegeben hatte.

Noch seltsamer mutet freilich uns Fortgeschrittenere der Umstand an, daß ein so allgemein anerkannter Forscher, wie Alexander v. Humboldt es für die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts und darüber hinaus doch sicher war, dieser Theorie mit aller Energie und doch vergeblich widersprach. Er hatte für das ihm so vertraute Südamerika ebensogut wie für China einen Hirtenzustand vor der hochgetriebenen Bodenwirtschaft rund abgeleugnet, weil die Südamerikaner keine Milch kannten und die Chinesen den Milchgenuß verabscheuen. Aber er blieb hier ganz ohne Erfolg!

Jetzt freilich, wo wir vom Banne dieser Vorstellungen befreit sind, läßt sich eigentlich kaum begreifen, warum diese Theorie

so lange so großen Einfluß und so ausschließliche Geltung behalten konnte, zumal wenn man bedenkt, daß doch die biblische Geschichte einen so ganz anderen Gang für die Menschheit angibt:

Erstes Buch Moses, Kapitel 2 Vers 8: „Und Gott der Herr pflanzte einen Garten in Eden gegen Morgen und setzte den Menschen drein, den er gemacht hatte.“ Und Kapitel 3 Vers 23: „Da ließ ihn Gott der Herr aus dem Garten Eden, daß er das Feld baute, davon er genommen ist.“

Natürlich war das bei dem großen Einfluß, den die jüdische Tradition durch so lange Jahrhunderte auch auf den ganzen Westen ausübte, nur dadurch möglich, daß die Erzählung sich mehr in Andeutungen hielt, als daß sie wirklich beschreibend verfahren wäre. So galt Adam für die naive Tradition unseres Mittelalters eigentlich immer als ein Gärtner, wenigstens bearbeitet er auf den Bildern das Land meist mit Karst oder Hacke. In der mohamedanischen Tradition, die hier einer spätjüdischen Vorlage folgt, wird er aber nach einer längeren Zeit der Buße durch den himmlischen Helfer Gabriel mit Pflug, Ochsen und Getreide versehen. Ja, es wird ihm auch die Grundlage der orientalischen Milchwirtschaft gelehrt, die Bereitung der Sauermilch, desselben Produktes, das jetzt uns allen als Yoghurt bekannt ist, es müssen ihm also auch Kühe überwiesen sein, deren Milch er benutzte. Hätten wir einen so ausführlichen Bericht gehabt, dann hätte sich die klassische Theorie der drei Stufen kaum so lange halten können.

Es wird aber seine guten Gründe haben, wenn die jüdische Tradition, die ja sicher in den großen Zügen damals von Babylonien und den babylonischen Zuständen außerordentlich abhängig war, sich in diesem Teile der Erzählung auf so kurze Andeutungen beschränkt, obgleich es sich doch um den Sündenfall handelt, der für die ganze Auffassung des Verhältnisses des Menschen zu Gott von so grundlegender Bedeutung war. Die damalige babylonische Welt war eben mit so vielen heidnischen Vorstellungen ganz durchtränkt, denen gegenüber das Judentum sich nur schroff ablehnend verhalten konnte, und die Kürze, mit der deshalb die Urlegende behandelt wurde, hat sich nun dadurch gestraft, daß die Bibel auf diese Seite der geschichtlichen Anschauung im Grunde nur geringen Einfluß gewann und so ihre richtigeren Anschauungen hier fast unwirksam bleiben mußten.

Deshalb habe ich schon im Titel zum Ausdruck gebracht, daß die moderne Wissenschaft diese alte lange verkannte Vorzugsstellung des Gartens mit aller Energie hervorhebt und ihm eine geradezu grundlegende Stellung als einer Vorstufe für alles, was unser so vielgestaltiger Betrieb der Landwirtschaft umfaßt, zuschreibt.

Freilich werden wir aber auch noch einen wichtigen Unterschied machen müssen inbezug auf das, was uns die Bibel lehrt, weil wir die Stellung der Geschlechter gegenüber den Anfängen der Bodenbearbeitung ganz anders, ja geradezu umgekehrt auffassen. In der Bibel wird bei der Geschichte des ersten Menschenpaares, hier wie auch sonst immer dem Manne eine ausschlaggebende Stellung, auch bei der Bodenbearbeitung zugeschrieben. Hier hat sich aber für uns mit der zunehmenden Kenntnis der primitiven Völker das Verhältnis durchaus geändert. Wollten wir es in die Sprache des Mittelalters übersetzen, so müßten wir sagen: nicht Adam war der erste Gärtner, der die Erde grub, während Eva spann, vielmehr war Eva die erste Gärtnerin! Die Frau geht nach unserer Anschauung in der Bodenbestellung dem Manne voran.

Warum hat man eigentlich so lange daran festgehalten, die Gesamtheit der älteren Menschen, wie das leider sogar viele unserer Prähistoriker freilich wohl bloß aus Bequemlichkeit immer noch tun, für Jäger, d. h. doch für ausschließlich karnivor, also für fleischfressend zu erklären? Allmählich geht uns doch bei dem wachsenden Verständnis für die älteren Zustände der Menschheit die antike Anschauung, wie sie der römische Dichter Lukrez z. B. vertritt, mehr und mehr verloren. Ihm als Philosophen und Kulturmenschen des Ausganges der Republik lag es ja noch nahe, die ersten Stufen der Menschheit als möglichst roh und zurückgeblieben darzustellen, um seinen Zeitgenossen so recht das Gefühl beizubringen, wie weit doch die Kulturmenschheit gekommen sei, daß man dergleichen in so schöne Verse bringen könne. In solchen Gefühlen ähnelte der Höhepunkt der antiken Welt ja außerordentlich unseren „modernen" Anschauungen. Die heutige Wissenschaft muß dagegen, auch wenn sie die vorhandenen Unterschiede der verschiedenen Menschenstämme auf körperlichem und geistigem Gebiete ihrer Aufgabe entsprechend stark hervorhebt, doch nicht weniger kräftig betonen, wie enge Verbindungen auch den hochentwickelten Kulturmenschen körperlich

und geistig mit dem gesamten Menschentum der Vergangenheit ebensogut verknüpfen, wie mit den Zeitgenossen, mögen sie entlegenen und zurückgebliebenen Völkerschaften angehören oder aus anderen Gründen auf einer tiefen und weit verschiedenen Stufe stehen.

Wenn wir uns nun über die Nahrung der vergangenen Menschengeschlechter unterrichten wollen, besonders aber auch über die der Vorfahren und Verwandten, die wir jenseits der Linie Mensch zu suchen haben, so wird es wieder am bequemsten sein, wenn wir die Trennungslinie für den Menschen bei dem Eintreten der gewohnheitsmäßigen Verwendung des Feuers suchen. Da dürfen wir aber doch keinesfalls irgendwie daran denken, daß damals für den Menschen oder seine Vorfahren etwa Fleischnahrung ausschließlich oder auch nur überwiegend in Betracht gekommen wäre. Wir wissen ja zunächst immer noch bedauerlich wenig von der Lebensweise der großen Menschenaffen. Wir wissen fast nichts, was ihre tägliche Ernährung und ebenso fast nichts, was das Familienleben angeht; aber die Vorstellung ausschließlicher oder vorwiegend blutiger Nahrung liegt nach allem, was wir kennen, außerordentlich fern. Darauf dürfen sich also Vorstellungen von besonderer Rohheit gewiß nicht gründen und für den ausgebreiteten Kannibalismus, den ja die Wissenschaft bei der älteren Menschheit unbedingt anerkennen muß, haben sich doch gerade in allerletzter Zeit mit den Vorstellungen vom Zauber u. dgl. so viele Entschuldigungsgründe gefunden, daß gerade diese Erscheinung uns jetzt ziemlich plötzlich in einem ganz anderen und außerordentlich viel milderen Lichte entgegentritt, wie etwa noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts.

Wenn wir nun über die älteren Zustände der Menschen doch einigermaßen klare und richtige Anschauungen gewinnen wollen, so werden wir wieder die Zustände der heutigen Naturmenschen benutzen müssen, um aus ihnen ein Bild abzuleiten. Dabei werden wir freilich immer bedenken müssen, daß auch die sog. Wilden die lange Zeit der Geschichte nicht ohne Einwirkungen durchmessen haben und daß sie vielfach in ihren Zuständen genau so gut eine Entwicklung durchgemacht haben wie wir. Meiner Überzeugung nach setzen wir uns bedenklichen Fehlern aus, wenn wir Sitten und Gebräuche, die sich in isolierten Gebieten ganz eigenartig und eigentümlich entwickelt haben, nur

weil wir die Stufe dieser Völkerschaften sonst als eine tiefere ansehen, wie z. B. die außerordentlich weitschichtige Einteilung der Verwandtschaft und die eigentümlichen Heiratsbeschränkungen der Australier oder den Totemismus der nordamerikanischen Indianer, nun als unumgängliche Durchgangsstufe des gesamten Menschengeschlechts beim Aufstieg zur höheren Kultur ansehen wollten. Wir werden also hier sehr vorsichtig verfahren müssen. Aber mit aller dieser Vorsicht finden wir eine von unseren Vorstellungen und von der bisher für uns gültigen geschichtlichen Auffassung in unserer Kulturwelt weit abweichende Anschauung fast bei allen Naturvölkern aller Zonen und Erdteile in dem Verhältnis der Geschlechter zur Nahrungsbeschaffung und zur ständigen wirtschaftlichen Arbeit verbreitet. Sie hat der neuen jetzt von der Wissenschaft allgemein angenommenen Auffassung die Begründung geliehen, und wir haben sie allgemein anerkennen müssen, auch wenn sie für unser modernes Empfinden weder leicht verständlich noch anheimelnd erscheinen konnte.

Solange man die alte Zeit der Menschheit für eine Zeit der Jäger hielt, war es selbstverständlich, daß man auch bei den Außenvölkern, soweit sie nur recht roh und zurückgeblieben erschienen, die Jagd gleichfalls als einzige Nahrungsquelle voraussetzte und also dem Manne auch hier die Ernährung zuschrieb, da die Frau der Wilden uns eigentlich nie als irgendwie ausgesprochene Jägerin entgegentritt. Das ist nun gelegentlich sehr schädlich gewesen, indem man deshalb lange, wie es z. B. der wohlmeinende Missionar Heckewelder bei den nordamerikanischen Indianern tat, ihre doch keineswegs unbeträchtlichen Anfänge von Bodenkultur ganz übersehen mußte, nur weil sie den Frauen zufielen! So hat er den Männern und den Ergebnissen ihrer Jagd immer wieder die Ernährung der Familie zuschreiben wollen, obgleich damals durch die veränderten Verhältnisse, die eindringende Kolonisation, die Feuerwaffen und die Verheerungen der nicht wie die amerikanischen Indianer an sehr vernünftige und streng eingehaltene Jagdsitten gebundenen europäischen Jäger diese Ergebnisse jedenfalls schon recht geschmälert waren. Aus diesen und ähnlichen Erwägungen und Schilderungen mußte man ein ganz falsches Bild gewinnen, und dies falsche Bild hat ja leider die Entwicklung der Verhältnisse des roten Mannes zum neuen weißen Herrn des Bodens außerordentlich geschädigt.

Sonst hätte sich die irrige Ansicht, die Indianer wären nur rohe Jäger ohne jeden Halt am Boden und ohne jede Eignung zur höheren Kultur, nicht so lange und nicht so ausschlaggebend erhalten können. Es ist ja nicht von der Hand zu weisen, daß das Verhältnis der Geschlechter bei den „Wilden“, die Tatsache, daß der Mann in der Tätigkeit als Krieger, Politiker, Sportsmann und in seinen zahlreichen sozialen Verpflichtungen in hohem Grade aufging, während der Frau allein die Mühsal der Tagesarbeit für die Versorgung des Stammes mit ständiger Nahrung zufiel, auf die Auffassung der nordamerikanischen Staatsmänner von großem Einfluß gewesen ist und daß sie sich von dieser Auffassung in einem Umfange haben leiten lassen, für den spätere Zeiten niemals eine ausreichende Entschuldigung werden gelten lassen können. Sie haben doch die Tatsachen einer keineswegs geringen Bodenkultur durch die Frauen im Norden sowohl wie in einigen Staaten im Süden gar zu sehr übersehen! Noch weniger freilich wird man ihnen Entlastung erteilen dürfen, weil die Engländer in Australien es nicht besser machten und auch die Holländer in Nordamerika wie am Kap zum Teil mit ebenso geringem Verständnis verfahren sind!

Immerhin werden wir es anerkennen müssen, wenn diese falsche und vielfach sehr ungerechte Behandlung sich zum Teil dadurch entschuldigt, daß Vertreter unserer Kultur nur zu leicht geneigt sind, den niedriger stehenden Völkerschaften gegenüber in eine gewisse Gereiztheit zu verfallen, weil das Verhältnis der Frau zur wirtschaftlichen Arbeit und die Apathie des Mannes, der sich von ihr gelassen ernähren läßt, den Vorstellungen, die wir vom Manne als dem Ernährer der Familie und dem Erhalter und Leiter des Haushaltes nun einmal haben, nicht entspricht! Wir müssen dann freilich bedenken, daß wir auch in unserer Kulturwelt, wie in anderen Dingen so auch hier, Fälle genug um uns haben, über die wir freilich gewohnt sind wegzusehen, wo dies wirtschaftliche Übergewicht des Mannes nur auf einer keineswegs harmlosen Selbsttäuschung beruht. Sicher schiebt der Mann sich zu oft und in einem Umfange die Hauptrolle zu, wie das für die meisten Außengebiete gewiß nicht, häufig genug aber auch für die wirtschaftlichen Verhältnisse unserer Heimat keineswegs zutrifft.

Nun würden wir ja freilich in den Fehler verfallen, den ich eben für manche Vorgänger rügte, wenn wir z. B. die Verhält-

nisse der Australier ohne weiteres und auch im einzelnen als maßgebend und direkt vorbildlich zum Verständnis der Verhältnisse der ältesten Zeit bei uns verwenden würden. Ich meine aber doch, wir können bei den Naturvölkern, abgesehen von allerlei Ausbau und Ausputz, der für unsere Vorzeit kaum in Frage kommt (also den meisten Dingen, die sich auf das heutige Ritual beziehen), immer noch genug Brauchbares und Wichtiges für uns finden.

Ganz besonders kommt dabei gerade für unsere so materialistisch gesinnte Zeit in Betracht, daß sorgfältigere und sachverständigere Forschungen bei den Australiern immer mehr ergeben, daß in ihrem Sinne höhere, oder wie wir doch mindestens zugeben müssen, ideale Interessen gerade bei den Männern ihre Zeit wenigstens zur Hälfte in Anspruch nehmen, und wenn das wahrscheinlich mit steigendem Alter immer mehr zunimmt, so liegt für die Fachwissenschaft ganz gewiß auch nicht ein schwacher Einwand gegen die Annahme vor, das könne bei unseren Vorfahren nicht genau ebenso gewesen sein. Woher wäre denn sonst die ideale Seite in unsere Welt gekommen, wenn nicht die Männer der alten Zeit schon einen guten Grund gelegt hätten?

Wir müssen uns doch zu all diesen Dingen immer die Tatsache vorhalten, daß vom Manne, oder besser gesagt von der Gemeinschaft der Männer der längstvergangenen Zeiten die Grundlagen zu allen politischen, rechtlichen und staatlichen Dingen fast ganz allein gelegt werden mußten und daß auf dem ungeheuren Gebiet der Religion und der religiösen Verhältnisse wahrscheinlich den Männern der weit überwiegende Teil des Aufbaues und des Ausbaues zugeschrieben werden muß. Und auf Grund dieser neueren Anschauung werden wir jetzt das wirtschaftliche Verhältnis der beiden Geschlechter richtig so auffassen dürfen, daß den Männern gerade in dieser alten, grundlegenden Zeit wirklich so wenig Zeit für die wirtschaftliche Versorgung des Stammes übrig blieb, daß diese Last notwendig auf die Schultern der Frauen gelegt werden mußte. Da die ethischen Forderungen der alten Zeit durchaus andere waren, so brauchen wir uns darüber ja nicht sittlich zu entrüsten, und auch mit einer Besserung der heutigen sittlichen Zustände haben diese Ausführungen ja nur so viel zu tun, wie sie als Grundlage des geschichtlichen Verständnisses in Betracht kommen.

Daß gegenüber dieser neuen Auffassung der maßgebenden wissenschaftlichen Kreise eine ältere Theorie, die auf den Satz begründet war, daß alle und jede Veränderung in der geschichtlichen Entwicklung immer auf wirtschaftlichen Voraussetzungen beruhen müsse, stark in den Hintergrund getreten ist, ist ja sicher. Wahrscheinlich ist es für die Welt im ganzen doch besser und für die breiten Schichten unserer Massenkulturträger ganz besonders gut, wenn auch schon für die allerälteste Zeit die idealen Forderungen so überwiegend in den Vordergrund rücken.

Während also bei den tiefer stehenden Völkerschaften der Mann neben seiner politischen und der wichtigen zeremonialen Tätigkeit sich gelegentlich und dann häufig mit Leidenschaft der Jagd hingibt, deren Ertrag aber immer mehr oder weniger unsicher bleibt, liegt die Pflicht der täglichen Versorgung des gesamten Stammes mit ständiger Nahrung auf den Schultern der Frau; und wir haben keinen Grund anzunehmen, das müsse bei unseren Vorfahren auf unserem Boden anders gewesen sein. Dieser Teil der Nahrung setzt sich aber überwiegend aus dem Pflanzenreich zusammen. Das liegt ja auch in der Natur der Dinge. Die Jagdbeute der Männer ist zumeist leicht beweglich, oft gehören tagelange Wanderungen dazu, um an die günstigen Stellen für Jagd und Fischerei zu kommen, auf denen dann die Jäger sich vereinzeln, ohne deshalb an eine neue Wohnstätte zu denken. Die Frau ist dem Manne gegenüber aber schon durch die Sorge für die kleinen Kinder auch in primitiven Verhältnissen in ihrer Bewegungsfreiheit außerordentlich beschränkt. Dazu müssen wir auch bedenken, daß nach unseren heutigen Kenntnissen oft auch auf niederer Stufe der Stamm im ganzen durchaus nicht mit so unbeschränkter Freiheit im Raume schweift und auch der Zeit gegenüber nicht so ungebunden ist, wie die alte Büchergelehrsamkeit sich das konstruierte. Bestimmte Örtlichkeiten werden aus sehr verschiedenen Gründen und sei es auch nur, weil es Sitte ist, zu bestimmten Zeiten immer aufgesucht worden sein, wie sie auch jetzt noch immer aufgesucht werden. Natürlich nötigen dazu auch Wanderungen bestimmter Beutetiere, z. B. der Fische und mancher anderen. Aber ebensogut werden bestimmte Pflanzenbestände zu ihrer Reifezeit Wanderungen veranlassen. Der größeren Seßhaftigkeit der Frau kommt aber doch im ganzen

genommen die geringere Bewegungsfreiheit und natürlich auch der größere Massenbestand der Pflanzenwelt gegenüber der Tierwelt entgegen. Dagegen nötigt nun wieder die Art der Zubereitung der pflanzlichen Nahrung zu einer größeren Gebundenheit an das Wasser, wie wir bisher angenommen haben, denn hier beginnt uns eigentlich erst eine Art Verständnis zu dämmern, daß die lange Vergangenheit unserer Vorfahren durch sehr eigenartige wirtschaftliche Entwicklungen ausgefüllt sein muß. In unserer biblischen Geschichte ist auch das alles stark abgekürzt. Hier wird schon Adam der Befehl gegeben, das Feld zu bebauen und so sein tägliches Brot zu gewinnen. Nun wird wohl angedeutet, daß das für den Mann eine schwierige Arbeit ist: „im Schweiße deines Angesichts!", aber von der Mühe, die die Herstellung des Brotes der Frau macht, die doch auch jetzt noch im Orient nicht nur das Brot backen, sondern erst das Mehl dazu reiben muß, ist bei der eigenartigen Stellung der Bibel in dieser Hinsicht keine Rede. Sogar die Schwierigkeit des gesäuerten und ungesäuerten Brotes ist trotz der Umstände, die die jüdische Welt sonst gerade mit diesem Problem hatte, hier ganz übergangen. Die Tatsache aber, daß ein so großer Teil der Kulturwelt das Brot säuert, berührt, wie oben erwähnt, eins der wirtschaftlichen Grundprobleme auch für die modernen Naturvölker und zugleich einen außerordentlich großen Teil der heutigen Kulturvölker, so daß wir wohl gezwungen sind, auch diese schwierigen Dinge in die Vorgeschichte und in das wirtschaftliche Leben unserer Ahnen einzusetzen. In einigermaßen ungestörten Verhältnissen — deshalb fallen hier die Buschleute Südafrikas aus, dagegen sind hier die Australier wichtig geworden — finden wir nämlich, daß ein Hauptteil der täglichen Nahrung und häufig gerade das, was über die Not hinweghelfen muß, zwar auf das Pflanzenreich zurückgeht, daß aber diese Nahrung nicht etwa so verwendet werden kann, wie die Natur sie bietet, daß hier vielmehr schwierige, mühsame und häufig auch zeitlich weitläufige Verfahren eingreifen müssen, um aus vorher recht ungenießbaren Pflanzenstoffen, ja aus solchen, die direkt schädliche Bestandteile enthalten, endlich doch zuletzt brauchbare und, was wichtig ist, einigermaßen haltbare Nahrungsmittel herzustellen. Da wird geröstet, geklopft, geschabt und gewässert, oder es wird aus einer Menge unbrauchbarer Bestandteile mühsam das

bißchen Nahrung herausgeklaubt. Das Eigenartigste ist aber, daß wir bei diesen Australiern und bei näherem Zusehen auch weit umher in der Welt sonst, eine weitgehende Verwendung des eigentümlichen Verfahrens des Gärens oder, wie wir es nach einer weiteren Stufe auch nennen können, des Säuerns vorfinden. Diese Zubereitung geschieht auch bei den Australiern und anderen Stämmen nach einem uralten Verfahren der Menschheit, nach dessen Spuren die Prähistoriker bei uns noch suchen müssen, in Gruben.

Es ist sehr wunderlich, daß man erst seit kürzerer Zeit auf die Wichtigkeit dieses Verfahrens, das doch meist eine lange Übung und eine technisch recht ausgebildete Fertigkeit voraussetzt, aufmerksam geworden ist. Es war für die Seefahrer des 18. Jahrhunderts gewiß sehr merkwürdig, daß so viele Nahrungsmittel der neuentdeckten Völker: Fische, Wurzeln, Früchte diesem Verfahren unterworfen wurden, das Resultate lieferte, die wie unser Sauerkohl auch eine gewisse Gewöhnung verlangen, ehe man in Geschmack kommt, wie wir sagen. Sie übersahen, daß es sich hier um Dauerproviant handelt und daß ein Teil der Gruben natürlich auch so angelegt ist, daß sie sich der Kenntnis etwaiger Feinde leichter entziehen. Das Problem der Dauernahrung und das Problem der Notnahrung beschäftigte eben die Menschheit viel länger und viel gründlicher, wie unsere heutige Zeit sich das denken kann. Jedenfalls müssen wir aber auch stark in Betracht ziehen, daß das Vorkommen solcher Pflanzenbestände und dann die unter Umständen wochenlange Zubereitungsweise solcher Stoffe auch rohere Stämme, wie z. B. die Australier, nicht nur lange an eine Stelle band, auch wenn sie sonst noch keinerlei Bodenwirtschaft kannten, sondern daß das viele Wässern sie vielfach auch in größerem Umfange an das Wasser bindet, wie das nur ihr Durst tun würde. Nun finden wir aber diese Art der Zubereitung auch bei vielen Völkern auf einer höheren Stufe. Ja, eine ganze Reihe heute hochentwickelter Kulturpflanzen zeigen uns Spuren dieser alten Verfahren, so das Säuern unseres Kohls, das für unsere Rüben ja eigentlich erloschen ist, das aber für unser Viehfutter eine fröhliche Auferstehung erlebt hat. Eine andere Spur zeigt uns das Gerben der älteren Zeit mit Eichen- oder, wie man das in den Alpen gern tut, mit Tannenrinde. Aber daß solch eine Verfahrungsweise selbst bis in unsere Brotbereitung hineinreicht, muß

uns doch recht nachdenklich stimmen. Zu den Vorstufen dieses Verfahrens fehlt uns ja sicher das Verständnis, wenn wir nicht der Andeutung folgen wollen, daß Bier und Brei wahrscheinlich älter sind wie das Brot und daß selbst der saure Brei, allerdings in ganz vereinzelten Spuren, sich noch heute in unserer Zivilisation findet; ich erinnere an die saure Grütze Kurlands. Anderswo sind die Schwierigkeiten, den Anfang des Gebrauches der Kulturpflanzen zu verstehen, noch größer. Innerhalb der Waldregion Brasiliens ist das allerwesentlichste Nahrungsmittel die Maniokpflanze. Obgleich es nun von ihr eine harmlose, gleich genießbare Form gibt, die eine Entwicklung durch die Zucht darstellt, ist die hauptsächlich angebaute Art geradezu eine Giftpflanze mit starkem Blausäuregehalt, von der man den Saft gelegentlich noch immer als Pfeilgift verwendet. Es muß daher das Gift entweder durch langes Kochen beseitigt oder, wie es gewöhnlich geschieht, durch ein besonderes Verfahren mit eigenartigen Geräten ausgepreßt werden. Natürlich sind wir zunächst vollkommen im Dunkeln, wo wir die Anfänge eines solchen Verfahrens suchen sollen, und für die Änderung in der wissenschaftlichen Auffassung wird es bezeichnend sein, daß wir jetzt wahrscheinlich meist *erst* an die *Verwendung des Giftes* denken und die Verwendung *der Stärke* jetzt wohl an die zweite Stelle setzen. Dergleichen Erwägungen können auch in eine, trotz der Wichtigkeit der Pflanze für uns, bisher vernachlässigte Frage eingreifen, nämlich in die nach dem Ursprung der Kartoffel. Man hat bisher wohl gelegentlich wissenschaftlich erwähnt, daß die Kartoffel aus einer Familie stammt, die außerordentlich viel Giftpflanzen umschließt. Man hat aber zu wenig beachtet, daß in dem Lande, dem wir jetzt mit größter Wahrscheinlichkeit den Ursprung der Kartoffel zuschreiben, in Peru, die Kartoffel direkt gar nicht so genossen wird, wie wir das gewohnt sind, daß sie vielmehr nur als Konserve verwendet wird. Die Rauhheit des peruanischen Klimas, der häufige Nachtfrost erlaubt es, aus ihr durch ein zeitraubendes und für den Indianer mühsames Verfahren den sog. Chuño zu gewinnen, indem aus den gefrorenen Kartoffeln beim Auftauen der Saft ausgetreten wird. Ebensowenig ist es beachtet, daß die geschätzteste Kartoffel Perus so bearbeitet werden muß, weil sie sonst so bitter ist, daß man sie gar nicht genießen kann!

An all diesen Verfahren ist nun, wo immer wir sie auch treffen,

die Frau ganz vorwiegend beteiligt. Sie muß mit den Kindern, auch den Knaben, soweit sie ihr die Männerweihe nicht wegnimmt, das Sammeln dieser Pflanzen übernehmen, sie trägt die Sorge für die Zubereitung, die oft mühsam und zeitraubend ist und oft verschiedene Verfahren hintereinander verwendet. Und sie trägt auch die Sorge dafür, daß solcher Dauerproviant zur Hand ist, wenn andere Nahrung fehlt. Und deshalb steht auch die moderne Völkerwissenschaft nicht an, diese Tätigkeit der Frau geradenwegs als den Ursprung der wirtschaftlichen Arbeit anzusehen!

Wie ich im Eingang erwähnte, setzt die Bibel den Garten vor das Feld. Freilich vertraut sie, die in der auf uns gekommenen Redaktion ja schon ganz auf dem Standpunkt des wirtschaftlichen Vorranges des Mannes steht, die Pflege des Gartens dem Manne an, wie sie ja nachher den Mann als Versorger der Familie einsetzt, und ihm die Aufgabe stellt, das Getreide zu bauen, mit dem er seine Familie ernähren soll. Aber, wie die Bibel hier, wenn auch schwach und undeutlich, ältere Zustände, die die heutige Wissenschaft erst mühsam wieder aufdecken mußte, widerspiegelt, wenn sie den Garten vor das Ackerfeld setzt und wenn sie den Hirten als Sohn des Ackerbauers erklärt und ihn nicht vorausgehen läßt, so hat sie auch, freilich nur für das kundige Auge doch inbezug auf das Verhältnis der beiden Geschlechter noch ältere wirtschaftliche Zustände erhalten, wenn es im 1. Buch Moses 2, Vers 24 heißt: Darum wird ein Mann Vater und Mutter verlassen und an seinem Weibe hangen.

Das ist jener, auch heute noch bei den Außenvölkern weitverbreitete Zustand, den wir als Matriarchat zu bezeichnen pflegen, wo Familienzugehörigkeit, Erbfolge und alles, was damit zusammenhängt, aber auch die Zugehörigkeit des Mannes zum Stamm in vielen Dingen durch die Zugehörigkeit der Mutter und daneben die der Frau gegeben ist. Sonst aber ist ja freilich diese Wirtschaftsstufe für die Bibel ein völlig überwundener Standpunkt, der nur in dieser einen interessanten Wendung auftaucht. Im übrigen ist, wie schon gesagt, von einer überwiegenden Rolle der Frau auf wirtschaftlichem Boden in der Bibel gar keine Rede mehr. Im Volke Jahves hatte vielmehr zu den geschichtlichen Zeiten die Frau stets dem Manne ins Haus zu folgen, und sie spielte auch den Anschauungen des späteren Orients zufolge unter normalen Verhältnissen weder

in der politischen Öffentlichkeit eine Rolle, noch trat sie im wirtschaftlichen Leben, zumal rechtlich, irgendwie hervor! Nun hat man meist diese wichtige Stelle einfach ganz übersehen, sie wird aber in ein eigenes Licht gerückt, wenn wir bedenken, daß gerade das erste Kulturvolk, welches mit schriftlichen Dokumenten aus dem Dunkel der Geschichte hervortritt, die Sumerier, in Babylonien vor dem vierten Jahrtausend vor Christus ebenfalls das Mutterrecht gekannt haben.

Bisher wurde nun aber auch meist die ganze Bodenwirtschaft ohne alles Bedenken einfach mit dem Ackerbau, wie er unseren Gewohnheiten und Allgemeinanschauungen entsprach, für eine einzige Wirtschaftsform gehalten, die sich selbständig so entwickelt haben mußte. Und deshalb wurden alle die Bestandteile, die diese unsere so eigenartig ausgestaltete Wirtschaftsform umschließt, immer ohne weitere Prüfung als etwas Gegebenes hingenommen. Es fragte eigentlich bis dahin kaum irgend jemand: wie kommt es, daß wir Getreide säen, daß das Zugtier bei uns den Pflug zieht? Wie ist dies eigentümliche Zuggerät für die Bodenarbeit, der Pflug, erfunden; wie kommt es, daß man in so vielen Ländern den Ochsen, der weder männlich noch weiblich ist, in einigen dagegen das Pferd am Pfluge verwendet? Wie kommt es, daß in den meisten der Länder, in denen wir die Pflugkultur finden, sich zugleich die Verwendung der Milch des Rindes (und der Butter) eingeführt hat?

Alle diese Fragen waren, wie gesagt, bis dahin gar nicht oder fast gar nicht berührt worden. Man hatte sich auch nicht gefragt: Ist nur die Pflugkultur Bodenkultur, oder gibt es denn nicht auch Bodenkultur ohne Pflug, und wie steht z. B. der Garten zu unserer Pflugkultur?

Man hatte bisher vielmehr den ganzen Komplex immer einfach als gegeben hingenommen und demgemäß übersehen, daß doch in den Außengebieten, im alten Amerika und im eigentlichen Afrika, also dem Rumpf des Kontinents ohne Ägypten und den Norden, die ja stets in Zusammenhang mit der alten asiatisch-europäischen Welt standen, wohl eine Bodenkultur existierte, diese aber vom Pflug und dem Überwiegen des Getreides, wie wir es bei uns kennen, gar nichts wußte! Wie aber Humboldt schon am Anfang des 19. Jahrhunderts und später immer wieder betonte, konnte man doch mit keinerlei Grund annehmen, Peruaner und Mexikaner hätten sich vom Jäger durch eine

Hirtenstufe, die dann später völlig verlorengegangen wäre, hindurch zu ihrer hohen Bodenkultur weiterentwickelt!

Als mir nun die Aufgabe erwuchs, mit den Anfängen der Haustierzucht, die bis dahin auch einfach als etwas Gegebenes angesehen war, die Anfänge der Bodenkultur zu untersuchen, da stellte es sich bald heraus, daß die Verhältnisse ganz anders lagen, wie bisher angenommen war.

Daß eine so komplizierte Kultur, wie sie unser Pflugbau darstellt, unmöglich als Ausgangspunkt gelten könnte, daß es auch ganz undenkbar sei, wie das die ältere Zeit oft getan hatte, in den Kulturen der Außenvölker einfach Rückbildung und Verkommenheit zu sehen, daß vielmehr die Anfänge ganz anderer Art gewesen sein mußten, daß z. B. das Getreidefeld in der zwar ungemein großzügigen, aber doch ganz einseitigen Art, wie wir gewohnt sind es in der Landwirtschaft zu sehen, das Produkt einer durchaus eigenartigen Entwicklung sei, und daß ferner die feste, für uns gewissermaßen notwendige Verbindung der Viehzucht mit der Landwirtschaft gleichfalls etwas ist, was andere, auch hochentwickelte Kulturgebiete durchaus nicht kennen, das sind nun die Ergebnisse dieser Forschungen.

Alles das bedeutete aber, daß, um zu den Anfängen der Bodenkultur im allgemeinen zu kommen, zunächst von allen unseren uns so gewohnten und für unsere Anschauungen bisher so naturgegebenen Verhältnissen ganz und gar abgesehen werden mußte!

So waren wir an die Außenvölker gewiesen, die selber noch in den ersten Anfängen oder sogar noch ohne jede Bodenkultur sind, wenn wir uns die Verhältnisse wieder aufbauen wollten, aus denen die Anfänge der Bodenkultur erwuchsen. Und wir finden denn auch in Nord- und in Südamerika, sowie in Afrika immerhin noch einige Völkerschaften, die keine Bodenkultur hatten, ja in Australien sogar einen ganzen Kontinent, dessen Bewohner (mit Ausschluß des äußersten Nordens) nicht so weit gekommen sind. Hier können wir nun die eigentümlichen Verhältnisse der wirklichen Jägervölker, wie sie die Zwergvölker des Kongobeckens oder die Weddas auf Ceylon darstellen, beiseite lassen, weil sie in einer sehr interessanten, aber einseitigen Entwicklung das Fleisch ihrer Beutetiere gegen die pflanzlichen Produkte ihrer Nachbarn durch sog. „stummen Handel" ohne nähere Berührung, aber in festen Verhältnissen austauschen. Ferner können wir die Fischervölker in den Endgebieten Amerikas.

Feuerländer usw. und die Eskimos auch fortlassen, weil hier ja das Klima, wie es scheint, alle Bodenkultur verbietet. Aber wenn wir die Buschleute in Afrika oder die Australier nun näher ins Auge fassen, so finden wir sie keineswegs, wie ich schon sagte, als ein reines „Jäger"volk. Die Buschleute sind vielmehr geradezu als Urbild derjenigen Stufe anzusehen, die ich nach einem gelegentlichen Vorschlage des alten Berliner Botanikers Link als Sammler bezeichnet habe, und bei den Australiern ist es nicht viel anders. Beide Stämme verfahren aber etwa so: Die Männer jagen, wenn sie Gelegenheit haben, während die Frauen das eigentlich nicht tun, sondern nur den Männern eine solche Gelegenheit, die sich bietet, melden. Aber Männer und Frauen sammeln alles, was ihnen vorkommt und als vegetabilische und animalische Nahrung dienen kann, d. h. mit einem sehr charakteristischen Unterschiede. Die Männer bringen eigentlich keine vegetabilische Substanz mit, sondern wenn sie dergleichen in großen Massen finden, so melden auch sie den Frauen und Kindern die Gelegenheit. Die Frauen, die, wie schon oben erwähnt, lange nicht so weit umherstreifen, jagen eigentlich nicht, dagegen scheint ihnen alle kleine animalische Beute — Heuschrecken, Frösche, Larven usw. —, wenn sie nicht als besondere Leckerbissen für die Männer bestimmt bleiben, von selbst zuzufallen. Nur größere Mengen, auch solche Stoffe, sammelt dann der Stamm gemeinschaftlich, ebenso wie die Männer beim Einsammeln von Früchten und Wildgrassamen aushelfen, wenn große Mengen vorhanden sind; das gibt dann oft aber auch gleich Gelegenheit, die Teilnahme der Männer zu einem Feste auszugestalten.

So ist also schon auf dieser tiefsten Stufe, die wir beobachten können, die Stellung der Geschlechter nicht nur in ihrer wirtschaftlichen Tätigkeit, sondern auch in der sozialen Auffassung ganz verschieden. Der Mann geht in seiner sozialen und zeremonialen Tätigkeit — wenn wir von einer religiösen noch nicht sprechen wollen — fast auf. Krieg, Jagd in Gemeinschaft mit seinen Stammesgenossen, die sonstigen vielen Stammesangelegenheiten beschäftigen ihn den größten Teil des Jahres vollauf. Erlegen die Männer ein Wild — was nicht immer der Fall ist, wenn sie auf Jagd ausziehen, — so wird es nach einem strengen Ritual, und zwar zumeist gleich unter die Männer verteilt, denen hier übrigens wie an vielen Stellen das Zubereiten der

Jagdbeute, also auch das Braten zufällt. Die Versorgung des Stammes, und zwar aller Angehörigen mit regelmäßiger Nahrung, die immer aus Pflanzenstoffen besteht, ist stets Sache der Frauen und charakteristisch ist es, daß es Großmut der Männer ist, wenn die Frauen etwas von ihrem Wildbraten abbekommen, ausgenommen, er sei sehr reichlich vorhanden; daß dagegen die Frauen die ständige Versorgung des ganzen Stammes als tägliche Pflicht zu besorgen haben, wenn nicht etwa, meist aber nur bei außergewöhnlichen Gelegenheiten, die Männer ihnen helfen. Bezeichnend ist dabei auch die Stellung der heranwachsenden männlichen Jugend. Die Knaben helfen den Frauen, bis sie in die Männerweihe eintreten und dann oft mit einem Schlage aufhören, an der regelmäßigen Arbeit der Frauen teilzunehmen.

Ist nun hier der Speisezettel aus dem Tierreich reichlich lang und enthält er für uns Kulturmenschen etwas abschreckende Nummern, so ist der Speisezettel der Buschleute und Australier aus dem Pflanzenreich gleichfalls außerordentlich lang und durchaus nicht einseitig ausgebildet. Nebenbei — das ist uns erst in letzter Zeit klar geworden — haben wir den sog. Wilden gehörig unterschätzt, wenn wir in der landläufigen Darstellung meinten, er sorge nicht von einem Tage zum anderen. Wie wenig wahr das ist, habe ich schon bei der Schilderung der schwierigen Herstellung eines großen Teiles seiner täglichen Nahrung erörtert.

Freilich waren und sind diese ganzen Verhältnisse auch dem tieferdringenden Blick des wissenschaftlichen europäisch gebildeten Forschers oft verschleiert, weil es sich eben um die Arbeit der Frau handelt und alles, was die Frau betrifft, der Forschung oft recht schwer zugänglich ist. Dann kommt auch noch hinzu, daß jetzt ja auch alle Verhältnisse dieser Sammlervölker durch den Einbruch der Europäer in völliger wirtschaftlicher wie moralischer Auflösung sind, dabei zum Teil in einem für unsere sog. Zivilisation außerordentlich beschämenden Maße durch die Mitwirkung von Europäern!

Erwägen wir nun aber die Möglichkeit, wie die Frau, um die es sich hier überall in erster Linie handelt, zu den Anfängen der Bodenwirtschaft gekommen ist, so sehen wir, daß hier gar kein Weg zum Getreidefeld unserer europäisch-asiatischen Kultur führt, dies kann vielmehr nur auf einem Umwege entstanden sein!

Dagegen liegen für alles, was wir auf den Hackbaufeldern der Außenwirtschaft und ebenso für das meiste, was wir auf den Beeten unserer Gärten sehen, die Anfänge für die Frau, sogar der Sammlervölker ohne alle Bodenkultur, außerordentlich nahe. Auch unstete Völker der niedrigsten Kulturstufen besuchen stets zu festen Zeiten ganz bestimmte Lagerplätze, und an diesen Lagerplätzen mußte die Frau gelegentlich doch immer einmal wahrnehmen, daß aus verlorengegangenen Sämereien und aus Fruchtkernen, aus beim Reiben weggesprungenen Wildgrassamen u. dgl. neue Pflanzen der für ihre Nahrung so wichtigen Arten entstanden waren! Ebenso mußten gelegentlich aus Vorräten, die ohne gebacken, geröstet oder gekocht zu sein, unter den Boden gerieten, besonders natürlich aus Knollen und Zwiebeln neue Pflanzen entstehen.

So werden wir immer in das Bild der ältesten menschlichen Kultur gerade hier sehr leicht den Übergang vom bloßen Sammeln zu den Anfängen des Anbaues der wirtschaftlich geeigneten Pflanzen einfügen können. Von hier aus werden zahlreiche Anfänge zu den verschiedensten Zeiten und aus den verschiedensten Gebieten zu dem bunten Inhalt unseres Gartens und des mitunter nicht minder bunten Hackbaubeetes hinüberführen können. Wir werden aber andererseits auch bedenken müssen, daß zahlreiche Gelegenheiten zu solchen Beobachtungen häufig lange Zeit ganz ungenützt vorübergehen konnten, ohne daß sie zu irgendeiner dauernden Nachfolge geführt hätten. Wie unsere Kinder dann sagen: „Ich habe mir nichts dabei gedacht."

Unendlich viele Pendel haben geschwankt, unendlich viele Äpfel sind von den Bäumen gefallen und unendlich viele Teekesseldeckel haben sich rhythmisch gehoben, ohne daß dabei an das Gesetz des Pendels, an das Fallgesetz und an die Möglichkeit der Dampfmaschine gedacht wurde. Es wird aber auch glücklicherweise den ältesten Anfängen der Menschheit nicht an Galileis, Newtons und Watts gefehlt haben, mögen es nun Männer oder Frauen gewesen sein.

Jedenfalls kann so die Form der Bodenkultur, die ich den Hackbau genannt habe und mit der alles, was bei uns im Garten wächst, immer noch im engsten Zusammenhang steht, an sehr verschiedenen Stellen und zu sehr verschiedenen Zeiten entstanden sein. Ja, nach dem Urteil der besten Kenner sind

wir durchaus berechtigt, wenn wir uns vor Augen halten, daß immer wieder zarte Anfänge oder auch eine schon weiter gediehene Form an der Ungunst der Verhältnisse gescheitert sind. Wieviel solcher Anfänge mögen die kleinen Fehden oder große Kriege, Frauenraub und Zwietracht im Stamme oder gar Unbilden des Wetters — Dürren und Überschwemmungen — weggewischt haben! Jedenfalls aber bewährte sich auch hier die zähe Geduld und die Widerstandsfähigkeit der Frau. Durch diese zahlreichen Anfänge und durch die Leichtigkeit, neue Pflanzen in diese Kulturform aufzunehmen, wenn der Gedanke an die Möglichkeit einer Zucht sich erst einmal festgesetzt hatte, ist nun das Bild des Gartens mit seinem bunten Inhalt zustande gekommen!

Und dem entspricht dann auch das Bild der Bodenkultur der Außenvölker, die abseits von unserer Pflugkultur geblieben sind. Wir finden in Afrika, in Nord- und Südamerika, auf den asiatischen und australischen Inseln und auf den ungeheuren Inselfluren des Großen Ozeans eine Bodenkultur, die völlig verschieden von unserem überwiegenden Getreidebau zumeist eine viel größere Anzahl von Pflanzen baut und in einer ganz anderen Anordnung, wie wir sie vom Felde kennen, und dabei auch heute noch zumeist in großem Unterschiede von unserer Bodenwirtschaft ausschließlich oder überwiegend in den Händen der Frau liegt. Als Gerät bedient sich diese Form nicht etwa des Pfluges, wie sie ja überhaupt keine Arbeitstiere kennt, sondern sie arbeitet mit den älteren Geräten, dem Grabstock oder der Hacke.

Der Ethnologe Friedrich Ratzel und ich waren gleichzeitig und völlig unabhängig voneinander, wie eine Aussprache ergab, darauf gekommen, für die Bodenkultur dieser Gebiete den Namen Hackbau vorzuschlagen. Er tat das auf Grund des Kartenbildes der geographischen Verbreitung; ich konnte dem noch hinzufügen, daß der Hackbau eine von unserer Bodenwirtschaft völlig verschiedene und durchaus selbständige Wirtschaftsform darstelle. Wir hatten dabei beide diesen Namen aus praktischen Gründen gewählt, so groß die Bedeutung des Grabstockes auch ist und ohne daß wir diese schmälern wollten; ist doch der Grabstock auch da, wo ihm die Hacke zur Seite getreten ist, immer noch ein Gerät von der allerwichtigsten Bedeutung und von ethnologisch sehr hohem Range geblieben. Müssen wir doch wahrscheinlich einen

großen Teil der Zeremonialbedeutung des Stabes auch bei uns, vom Zauberstabe bis zum Zepter des Königs und zum Richterstabe hinauf, aus der ursprünglichen Bedeutung des Grabstockes ableiten.

Die Natur des Betriebes ändert sich aber natürlich beim Hackbau nicht etwa, wenn, wie das bei uns im Garten der Fall ist, jetzt vielfach ein anderes Grabgerät, der Spaten, hinzugetreten ist. Haben wir doch auch bei uns einen sehr wichtigen und auch immer noch mit einem gewissen Nimbus umgebenen Betrieb, der der Hacke getreu geblieben ist; der Weinbau gibt zugleich ein gutes Beispiel dafür, daß sich auch im Hackbau einzelne besondere Formen aussondern können, in denen je nach Zeit und Ort eine Pflanze den ganzen Betrieb an sich zieht, und dabei bleibt doch der große Unterschied zwischen dem Weinberg, auch wenn er in der Ebene liegt, und dem Felde in der Art der Arbeit durchaus bestehen.

Sehr charakteristisch sind dagegen für die Ausgestaltung wirtschaftlicher Dinge unter dem Drucke geistiger Strömungen — wir werden das größte Beispiel noch beim Getreidebau kennen lernen — die verschiedenen Beispiele des Vorwiegens einer Pflanze im Hackbau, die wir z. B. in der Südsee mit dem Taro, in Mittelamerika mit dem Mais, in Afrika mit Durrha und Rohrkolbenhirse (Pennisetum) finden können. Hier ist die Pflanze, auf die sich das Interesse des Mythus und des Rituals, d. h. also das der geistigen Führer des Volkes besonders eingestellt hatte, auch im wirtschaftlichen Leben, häufig genug zum Nachteil der Bewohner, so überwiegend geworden, daß alle übrigen Kulturen ganz dagegen zurücktreten mußten.

Wenn aber einmal auch im Hackbau ein Getreide ganz vorwiegend gebaut wird, wie das gelegentlich in Afrika, mit Durrha besonders, vorkommt, so kann durch ein ausgedehnteres und einseitig ausgebautes Gefilde, wenn z. B. Fronarbeit für einen großen Herrn geleistet wird, ein Bild entstehen, das unseren Getreidefeldern außerordentlich nahekommen kann, aber die Ähnlichkeit bleibt auch hier äußerlich. Der Mais, der ja auch ein Getreide ist, aber aus dem amerikanischen Hackbau herstammt, hat jedenfalls seine alte Verbindung mit den amerikanischen Landsleuten, Kürbis und Bohnen, bei uns und anderswo beibehalten, oft auch da, wo er im Kleinbetriebe steckengeblieben ist[1]. Hier

[1] Globus 1907, Bd. 91, S. 185.

gilt denn auch, was Konrad Th. Preuß von dem mexikanischen Hackbaufeld der Jetztzeit sagt: es gibt hier keine Saat und keine Ernte. Im Hackbau wird jedenfalls sehr oft wie auch bei uns im Garten zu allen Zeiten gesät und gepflanzt und immer wieder weggenommen, was zum Gebrauche in Haus und Küche gehört und dafür zu verwenden ist. Und wie bei uns der Garten ungeheure alte Birn- und Apfelbäume und daneben das zarte Kresse- und Petersilienpflänzchen umschließt, die nur wenige Wochen leben werden, so ist es auch da draußen, wo man gelegentlich ebenfalls nur Samen keimen läßt, um die jungen Sprößlinge gleich zu verzehren, und wo daneben die großen Obstbäume viele, viele Jahrzehnte, ja Jahrhunderte stehen. Das Charakteristische ist aber auch hier, daß weitaus die meisten Pflanzen nicht an der Stelle aufwachsen, wo sie gesät sind. Fast alle werden umgesetzt, und der Reis, der in China auch aus dem Saatbeet erst ins Feld kommt, verrät schon dadurch seine Zugehörigkeit zu einem alten hochgetriebenen Hackbau, der erst viel später mit der nordchinesischen Pflugkultur in Berührung geriet. Das sind alte und grundlegende Unterschiede zwischen dem Hackbau und dem Garten auf der einen Seite und dem Felde in unserer Landwirtschaft andererseits. Sehr interessant ist nun, daß mit dem Fortschritt unserer Landwirtschaft einige der Pflanzen aus den Außengebieten des Hackbaues und einige aus unserem Gemüsegarten aufs Feld übergetreten sind und die Wirtschaft des Hackbetriebes auf unsere Felder mit hinausgenommen haben. Sie stehen deshalb in landwirtschaftlichen Lehrbüchern schon lange beim Hackfruchtbau, und ob es sich nun um den Mais und die Kartoffel (aus Amerika!) oder um die Zuckerrübe (Bete) und Kohl und Rüben handelt, sie haben auch jetzt noch die für den Betrieb oft ausschlaggebende Eigenheit, daß sie außerordentlich viel Handarbeit verlangen und deshalb ganz besonders viel Frauen- und Kinderarbeit in Anspruch nehmen. So bewährt sich selbst bis in diese hochgetriebenen Verhältnisse der alte Zusammenhang mit den Anfängen des Hackbaues durch die Frau mit ihren Kindern.

Für uns und die uns gewohnten Anschauungen ist nun aber jedenfalls das Verhältnis des Hackbaues zu seinen Haustieren stark befremdend, und deshalb ist er auch eine Quelle falscher Auffassung und mangelnder Erkenntnis geworden. Hier fehlt nämlich ganz jene organische Verbindung, die in unserem Pflug-

bau Viehwirtschaft und Bodenwirtschaft aneinander schmiedet. Wir sind durchaus gewöhnt, in unseren Haustieren — deshalb sind ja gerade Rind und Pferd so außerordentlich wichtig — Quellen der Kraft neben Quellen wirtschaftlicher Erzeugnisse zu sehen. Das Rind soll uns nicht nur Fleisch liefern, sondern auch Kraft zur Bestellung des Bodens. Und dann fordern wir von der Kuh neben dem Kalbe auch noch die Milch als Zuschuß für unsere tägliche Nahrung. Freilich sehen wir hier schon, daß doch unsere hochgebrachte Wirtschaft die Dinge gar nicht so folgerichtig ausnutzt, wie wir eigentlich immer von unserem Sachverständnis verlangen. Während wir vom Rinde Milch und Fleisch benutzen, daneben in vielen Gegenden nur eine besondere Form des Rindes zur Arbeit benutzen, brauchen wir das Pferd bei der Bodenwirtschaft eigentlich nur als ein Ersatztier für den Ochsen und nur in manchen Gegenden, die, wie wir jetzt wissen, dabei einer historischen Entwicklung folgen. Von der Benutzung des Pferdefleisches ist aber kaum in großem Umfang, von der der Milch bei uns überhaupt gar keine Rede.

Von dieser Benutzung tierischer Kraft bei der Bearbeitung des Bodens sieht nun der Hackbau ganz ab, und seine Haustiere stehen bei ihm, wie übrigens viele von ihnen auch bei uns, zu einem großen Teile noch frei neben der Wirtschaft. Sie sind nicht wie das Rind bei uns fest in die Form eingefügt, sondern sie werden nur verhältnismäßig wenig und gelegentlich benutzt, und eigentlich sind sie hier überall, wie vielfach dieselben Tiere bei uns, mehr Genossen des Hauses oder besser gesagt des Haushalts, als daß man sie als Glieder der Bodenwirtschaft ansehen könnte. In einem solchen Verhältnis stehen ja bei uns z. B. die Schweine, deren Rolle als Fleischtiere seit der ältesten Zeit z. B. für Ägypten feststeht und die ohne Frage vom Anfange der Pflugkultur ab auch in Europa eine große Rolle spielen, je nach der Zeit und der Bevölkerung bald mehr, bald weniger, denn bekanntlich sind sie in ausgedehnten Bezirken, in denen sie früher in Betracht kamen wie gerade in Ägypten, durch den Mohammedanismus gänzlich verschwunden. Sie hatten aber vorher Gelegenheit gefunden, sich von Westasien aus weit hinein in den eigentlichen Rumpf Afrikas zu verbreiten, ebenso wie von einem anderen Zentrum aus, das in China oder in Südostasien gelegen hat, das kleine schwarze asiatische Schwein sich in ausgedehnten Gebieten des Großen Ozeans verbreiten konnte.

In besser entwickelten wirtschaftlichen Verhältnissen ist hier das Schwein, soweit es sich nicht eben auf ein freies, von Menschen nicht besetztes Gebiet verlassen kann, an die Abfälle und minderwertigen Erzeugnisse der menschlichen Wirtschaft angewiesen, sorgt aber zum Teil ganz selbständig für seine Nahrung. Dem Bedürfnis der Menschen nach gemischter Kost entspricht es nun, daß unter diesen Umständen das Schwein in wildarmen oder gar wildlosen Gebieten, wie auf den kleinen Inseln des Ozeans, eine große Rolle als Festbraten spielt. Und hier tritt daneben der Hund als vollkommen gleichberechtigter Genosse auf, dessen Rolle bei uns eine so ganz andere ist, da wir ja von einer wirtschaftlichen Nutzung des Fleisches unseres Hausfreundes zumeist absehen.

Unter ähnlichen Verhältnissen fügt sich oft auch das Huhn in den Hackbau der Außenvölker ein, das wir doch wohl aus ähnlichem Gebiet übernommen haben. Aber es wird für ein richtiges Verständnis der Wirtschaft des Hackbaues im Außengebiete immer nützlich sein zu bedenken, daß unsere Verhältnisse für Völker ganz anderer Geschichte und Art nicht maßgebend sein müssen, daß wir daher nicht immer gleich die Verhältnisse zu ändern brauchen, wenn wir Huhn und Schwein einmal nicht in dem Umfange wirtschaftlich ausgenutzt finden, wie wir das gewohnt sind, wenn sie vielmehr wie bei uns der Hund Hausgenossen ohne den Gedanken der wirtschaftlichen Nutzung sind. Der arme Afrikareisende Eduard Vogel soll ganz wesentlich dem afrikanischen Vorurteil zum Opfer gefallen sein, weil er fast ausschließlich von Hühnereiern lebte, die die echt afrikanische Auffassung — wie die der Chinesen die Milch — so die Eier als nicht genießbar, ja als unrein ansieht.

Das Charakteristische — ich muß das immer wiederholen — ist nun für den Hackbau (und den Garten), daß hier in ursprünglichen Verhältnissen keinerlei tierische Kraft zur Verwendung kommt, daß vielmehr auch da, wo Hund, Schwein und Huhn als Nutzvieh die Abfälle des menschlichen Haushaltes in Fleisch umsetzen müssen, diese Tiere sonst verhältnismäßig frei neben der Bodenwirtschaft stehen. Natürlich kann, wie ich das ja auch für den ganzen Hackbau hervorheben muß, die Intensität der Nutzung sich in allerverschiedenster Art ausgestalten, und auch darin steht die Benutzung des Gartens vollkommen gleichartig neben dem Hackbau.

Als Arbeitskraft kommt hier also nur die menschliche Kraft zur Verwendung, und die ursprüngliche Ausgestaltung ist die Bestellung durch Frauen und Kinder. Aber bei der Inkonsequenz des menschlichen Geistes finden wir auch hier natürlich die zwei entgegengesetzten Kräfte von Einfluß, einmal den Drang auf Tätigkeit und daneben den Drang nach Trägheit und Ruhe. So dürfen wir uns nicht wundern, wenn unter den verschiedenen Ausgestaltungen sich solche finden, wo die Frauen in sehr ungerechtfertigter Weise mit Arbeit überlastet sind, und wieder andere, wo die Frauenarbeit durch Sklavenarbeit ergänzt, ja ganz ersetzt wird. Ich werde an anderer Stelle auf die eigenartige Ausgestaltung, die die Plantagenwirtschaft durch die Verwendung von afrikanischen Negern angenommen hatte, noch zurückkommen, da sie für diese Bodenform, wie ich sie auffasse, außerordentlich bezeichnend ist.

Ich muß aber hervorheben, daß der Betrieb des Hackbaubeetes wie der des Gartens — dadurch unterscheidet er sich sehr günstig vom Plantagenbau — wenig dazu neigt, sich zu einer besonders drückenden Form zu entwickeln. Da, wo dergleichen der Fall ist, wo es sich im Hackbau um harte Fronarbeit handelt, geht die Form eben in den Plantagenbau über, d. h. in einseitigen Anbau einer für den Handel oder für einen fremden Herrn angebauten, sonst aber wenig liebevoll gepflegten Pflanze.

Es ist das ja auch bei uns nicht anders. Ein Garten, wenn er gedeihen soll, verlangt Pflege durch den Besitzer oder durch Arbeiter, die ihrem Beruf mit Lust und Liebe folgen. Mangel an Verständnis und Druck auf den Arbeiter bekommt im Garten wie im Hackbau dem Betriebe außerordentlich schlecht.

Ich habe im Titel und in der Einleitung hervorgehoben, daß nach diesen neuen Aufstellungen das Feld an zweiter Stelle hinter dem Garten stehen muß. Und zu der neuen Anschauung gehört auch die von weiten Kreisen der Wissenschaft angenommene Ansicht, daß im Hackbau wie im Garten die Hauptrolle bei der Arbeit ursprünglich der Frau zufallen muß. Da ist es nun sehr eigenartig, daß gerade unsere deutsche Rechtsauffassung — auf andere habe ich noch nicht eingehen können — durchaus mit dieser Anschauung in Übereinstimmung ist.

Wie der Bauer als Vertreter des Hofes über die Felder schaltet, ebenso waltet die Bäuerin im Garten, und wie der Bauer über den Ertrag aus Getreide und Vieh verfügt, so verfügt auch heute

noch die Bäuerin vielfach über den Ertrag des Gartens völlig unbeschränkt. Selbst in den höheren Kreisen hat sich diese Einteilung vielfach erhalten, und bei uns in Mecklenburg und Holstein gilt sie gewohnheitsmäßig noch durchaus. Es verstößt gegen die gute Sitte, wenn der Gutsherr sich zu sehr um den Ertrag aus dem Garten kümmert. Selbstverständlich haben sich hier in letzter Zeit die Verhältnisse oft gewandelt. Interessant für unsere Auffassung ist es aber doch, daß auch jetzt noch vielfach der Garten der Frauenarbeit erhalten bleibt. In bäuerlichen Verhältnissen ist auch die Pflege fast ganz der Frau und den Mägden überlassen, und wenn Männerhilfe nötig ist, so ist es vielfach solche von Männern, die doch nicht ganz mitzählen; entweder sind es die Alten oder die Jungen oder auch irgendwie geistig nicht vollgültige, die man dem Felde lieber fern- und beim Hause festhält.

Und doch ist die Arbeit im Garten oft ebenso schwer wie die auf dem Felde, verlangt allerdings daneben noch unendlich viel mehr Geduld. Jedenfalls ist es interessant, daß wir hier mitten im modernen Leben auf so bedeutungsvolle Reste einer Rechtsanschauung stoßen, die doch nur die wissenschaftliche Forschung erst nach rückwärts aufbauen konnte.

Unsere Landwirtschaft mit der außerordentlich innigen Verbindung zwischen Viehzucht und Bodenwirtschaft, die mit der Verwendung des Fleisches, der Milch und des wahrlich nicht unwesentlichen Düngers so weit geht und unsere ganze Vorstellungswelt bis in die jüngste Zeit so weit beherrschte, daß wir uns aus diesen Verhältnissen heraus die abweichenden der Außenvölker gar nicht erklären und sie nicht einmal richtig sehen konnten, ist also nach den bisherigen Ausführungen gar nicht in dem ganzen Umfange, wie man immer annahm, als etwas natürlich Gegebenes und notwendig aus sich heraus Gewordenes anzusehen. Unser „Ackerbau", wie man bis dahin ja meist zu sagen pflegte, ist vielmehr ein aus sehr verschiedenen Dingen langsam und allmählich zusammengewachsenes Geflecht, aber er ist durch die während so langer Zeit notgedrungen durchgeführte Anpassung an die gegebenen Verhältnisse, durch die lange Geschichte, die ihn mit uns verbindet, und durch die starke Gewöhnung unseres Volkes etwas so Abgeschlossenes, ein in sich durchaus gefestetes und praktisch ja auch in den allermeisten Fällen aufs beste bewährtes Ganzes geworden. Man braucht ja nur an die Art der Düngerwirtschaft zu denken, die sich bei uns herausgebildet hatte

und die schon lange, ehe uns ein wissenschaftliches Verständnis für die wirtschaftlichen Notwendigkeiten aufging, in den Kulturstaaten Mitteleuropas der drohenden Erschöpfung der Kräfte unseres Bodens dauernd mit großem Erfolge entgegengewirkt hatte.

Es ist ja unleugbar, daß manche Kulturländer, und gerade vor allem die der älteren Geschichtsperiode in Westasien durch ihre Bodenerschöpfung gegenüber dem ehemals blühenden Zustande jetzt außerordentlich zurückgegangen sind. Hier muß ja, da der Wald zerstört ist, der Dünger der Haustiere jetzt sogar als Brennstoff dienen, und ehe die moderne Naturwissenschaft sich auch der Faktoren der Landwirtschaft angenommen hatte, sah man derartige Zerstörungen und eine solche Erschöpfung oft einfach als eine gegebene Folge der Kultur an. Es ist ja leider auch nur zu sicher, daß in den älteren Zentren der Geschichte um das Mittelmeer, in Kleinasien und Griechenland, in Italien (Sizilien!), in Nordafrika (Kleinafrika), in Spanien und anderswo die langjährige Ausnutzung des Bodens und hier auch so manche unvorsichtige Abholzung ungeheuer große, jetzt zum Teil sehr schwere oder gar nicht wieder zu heilende Schäden angerichtet hatte. So ist die Wiederbewaldung mancher Karststrecken, z. T. Dalmatiens, aber auch der Dolomiten in den Südalpen selbst für unsere heute so fortgeschrittene Technik wohl wünschenswert, aber zunächst eben aussichtslos.

Sicher ist auch gleichfalls anzunehmen, daß der Reichtum früherer Zeiten, so der von Sybaris in Süditalien, das ja durch die klassische Literatur immer noch sprichwörtlich ist, nur auf einer für die Zukunft sehr unvorsichtigen und nur zu bald für die späteren Geschlechter der Bewohner geradezu verhängnisvollen Aussaugung einer zunächst außerordentlich fruchtbaren, aber dann leider wenig widerstandsfähigen und nicht tiefen Ackerkrume beruhte. Im ganzen genommen ist aber doch glücklicherweise die sehr pessimistische Auffassung der ersten Bodenchemiker einer sehr viel günstigeren Ansicht gewichen. Ja, wenn man will, ist die ältere Auffassung der sog. „ökonomischen" Richtung des 18. Jahrhunderts gerade in der Landwirtschaft wieder zu Ehren gekommen, die mit den Anschauungen der ehemaligen Zeit freilich, aber tatsächlich doch mit großem Erfolg, eine Verbesserung und Bereicherung des vaterländischen Bodens durch den vermehrten Anbau anstrebte, wie das ja in so großem Umfang

die Hohenzollern, vor allem Friedrich der Große, in der armen Mark Brandenburg durchgeführt haben. Durch den stärkeren Anbau von Futtergewächsen, durch Wiesenbau u. dgl. vermehrte man die Viehhaltung, und durch den vergrößerten Viehstapel dehnte man dann wieder die angebaute Fläche aus und verbesserte so damit auch wieder den vorhandenen leichten Boden. Wahrscheinlich ist es ein großes Glück für Mitteleuropa, daß wir in dieser Hinsicht hier noch lange nicht an der Grenze der Möglichkeit angelangt sind.

Nun hat aber natürlich die feste Gewöhnung an unsere Verhältnisse, wo Viehzucht und Ackerbau Hand in Hand gehen, uns die auswärtigen Verhältnisse, wo das nicht zutrifft, nicht klar genug sehen lassen. Wer über den Fluß hinwegkam, sieht ja schon manches anders wie der, der noch diesseits steht; so erinnere ich mich jetzt mit behaglichem Lächeln an die Stelle bei dem alten, früher einmal berühmten Kulturhistoriker Meiners[1] (um 1800 in Göttingen), wo er sich hart über die Täuschungsversuche der Jesuiten entrüstet, die Südchina damals immer als ein paradiesisches Gartengefilde schilderten, mit einer gedrängten Millionenbevölkerung und eigentlich doch ohne Viehhaltung; „und dabei weiß doch jeder Kenner," meint er, „daß das Gedeihen der Landwirtschaft mit dem Gedeihen der Viehhaltung Hand in Hand gehen muß!" Er wußte natürlich nicht, wie die Verhältnisse in Südchina liegen, wo man ganz ohne Milch und fast ganz ohne wirtschaftliche Haustiere auskommt.

Natürlich ist aber auch die Außenwirtschaft — um einmal das ganze Gebiet der Bodenkultur außerhalb der Pflugkultur so zusammenzufassen — je nach der Geschichte und den Verhältnissen außerordentlich verschieden und stellt eine zunächst noch fast unübersehbare Fülle von Abstufungen und Schattierungen dar, von den allerurtümlichsten Anfängen bis zu einer geradezu vollendeten Ausbildung mit Düngung und Bewässerung. Daneben werden wir allerdings auch, was bisher, wie mir scheint, immer noch nicht genügend beachtet wurde, Spuren von Verfall und Rückbildung feststellen müssen. Wir haben im Hackbau aber jedenfalls alle möglichen Stufen in einer Fülle der Varianten nebeneinander, von den einfachsten Anfängen bis zur höchsten Stufe, dem Gartenbau, wie sie die Pflugkultur in dieser Verschiedenartigkeit denn doch noch nicht umfaßt.

[1] Betrachtung über die Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit der Länder in Asien. Lübeck 1796. 8°, II, S. 150.

In Australien ist, wie wir schon festgestellt haben, die Eingeborenenfrau auf dem Kontinent eigentlich noch nicht zum Anbau von Kulturpflanzen gekommen, dafür haben wir hier die interessante Übergangsstufe vom bloßen Sammeln der Wurzeln, die als Nahrung dienen, zu einer schonenden Behandlung der neu ausschlagenden Wurzelköpfe, die in ihre Löcher zurückgesteckt werden, und ebenso haben wir bei den Eingeborenen eine weitgehende Schonung aller blühenden Pflanzen, deren Samen einmal später benutzt werden könnten[1]. Über die interessante Entwicklung, daß australische Eingeborene (Frauen?) Anbauversuche mit einer den Europäern entlaufenen Kulturpflanze, dem Portulak, in ganz eigener Weise gemacht haben sollen, fand ich zu meinem Bedauern bis dahin nur kurze Notizen, nicht ausreichende Berichte; vielleicht sind gerade auch diese Eingeborenen zu schnell untergegangen, als daß der Fortschritt ihnen helfen konnte.

In den anderen Kontinenten der Südhemisphäre, in Südamerika und Südafrika, treffen wir nun auch jedesmal einige Stämme, die ohne alle eigentliche Bodenkultur geblieben sind. So sind die Pygmäenvölker in Afrika, sowohl die Buschleute in Südwestafrika, wie die Jägerstämme des Urwaldes ohne irgendwelchen eigenen Bodenanbau geblieben. Aber während wir in ganz Afrika durch den Zusammenhang mit der alten Welt Stämme finden, für die der Besitz bald von Rindern, bald von Ziegen, Schafen oder Schweinen immerhin doch von Bedeutung ist, hatte Südamerika von sich aus neben dem auf das Hochland von Peru beschränkten Lama in alten Zeiten nur den Hund, und er ist ja auch kaum zu irgendwelcher Bedeutung gekommen. Für die ganze Auffassung der Stellung der Afrikaner zur Wirtschaftsgeschichte der alten Welt ist aber die Tatsache außerordentlich bezeichnend, daß das Rind, das für Afrika so wichtig ist, auf dessen Haltung sich die ganze so eigenartige Wirtschaft der afrikanischen Hirten gründet, zweifellos aus dem östlichen Nachbarlande eingeführt ist, da im eigentlichen Afrika kein wildes Rind vorkommt, wohl aber Büffel, die freilich noch ungezähmt geblieben sind. Sonst ist auf das Rind in unseren Verhältnissen, wie wir ja alle wissen, wohl gelegentlich eine ausgebildete Milchwirtschaft gegründet, aber in Europa und in Asien ist es doch fast immer in engster Verbindung mit der Pflugkultur geblieben, und nur ausnahmsweise ist es hier in die Hände der Wanderhirten geraten,

[1] Grey, Gge. Journal in Western Australia. London 1841. 8⁰, II, 285.

ohne doch je zu einem ganz festen Verhältnis zu ihnen zu kommen; in Afrika aber finden wir, wie wir später noch sehen werden, oft eine sehr genaue Verbindung und eine Art Ausgleich zwischen dem von den Frauen betriebenen Hackbau und dem von den Männern gepflegten Rinderbesitz.

Was nun den gesamten Hackbau, nicht nur in Afrika, sondern in den Außengebieten überhaupt bezeichnet, ist die außerordentliche Anpassungsfähigkeit an die abweichendsten Verhältnisse des Bodens und des Klimas, so daß die verschiedensten Zustände, die sich im ganzen doch immer nur wiederholen, die verschiedensten Stufen oft dicht nebeneinander vorkommen und sich erhalten.

Im allgemeinen beginnt der Hackbau nun ja damit, daß der Mann Urwald oder Busch rodet, mitunter auch das Grasland zuerst mit einem Stocke oder einer Hacke umbricht. Mitunter verrichten aber auch die Erdarbeiten schon die Frauen. Häufig wird dann auch nur das kleine Holz verbrannt, und die Entfernung der großen Stämme bleibt der Zeit überlassen. Vielfach wird das Feuer auch noch stärker benutzt, indem man Gras und kleine Zweige unter den Boden bringt und ihn so der Einwirkung des Feuers aussetzt. Das ist ebenso gut, wie wenn man die Holzasche unterhackt, ein sehr zweckentsprechendes Verfahren. Gelegentlich kommt aber auch im Hackbau regelrechte Düngung vor: so sollen die Indianer Neuenglands den Vätern der künftigen Yankees gezeigt haben, wie sie ihre Maisfelder mit Muscheln und kleinen Fischen düngen sollten. Das wäre allerdings eine sehr fortgeschrittene Stufe der Bodenkultur gewesen.

Während nun aber das Getreidefeld — wir haben noch davon zu sprechen — eine sehr einförmige Gestalt behält, die nur zuweilen durch das Unkraut wesentlich, aber eigenartig verändert und ausgestaltet wird, ist der Hackbau nur gelegentlich auf wenige Pflanzen, die stärker angebaut werden, beschränkt; namentlich sind es dann sehr nahrhafte und ausgiebige Knollenpflanzen, wie Maniok, Taro, süße Kartoffeln (Bataten). Meist findet sich bei näherem Zusehen aber selbst bei diesen eintönigen Feldern doch irgendeine andersartige Umrandung oder auch irgendwo noch eine Ecke, in der, vielleicht näher zur Hütte, mehrere Würzkräuter im bunten Durcheinander auf kleiner Fläche gezogen werden. Diese Würze scheint nämlich bei aller einseitigen Pflanzennahrung, z. B. beim Reis sowohl wie beim Mais (aber auch wohl bei

allen Knollen?), durchgehend notwendig zu sein, wenn nicht sonst gar ein scharfer animalischer Zusatz wie Fische oder Krebse zu erhalten ist. (Also sind Pellkartoffeln und Heringe eine ganz begründete Zusammenstellung!) Aber wie die wirtschaftliche Tätigkeit der Frau überhaupt, so entzieht sich dem europäischen Beobachter auch dieser unter der unmittelbaren Verwaltung der Frauen stehende und doch wahrscheinlich gelegentlich recht wichtige Bestandteil der Bodenkultur nur zu leicht ganz und er sieht dann nur die eintönigen Tarogärten, Mais- oder Durrha-Felder. Hier fehlt es noch sehr an Beobachtungen und tiefergehenden Forschungen. Solche Arbeiten müßten aber meist auch ein sehr großes Gebiet umfassen, und sie würden stets eine schwierige Aufgabe sein, wenn es sich darum handelte, die Verhältnisse der Kulturpflanzen im Hackbau nach dem Bestande in den verschiedenen abweichenden Gebieten und nach der Herkunft der angebauten Pflanzen zu untersuchen.

Denn selbst die Kannibalen in den entlegensten Gebieten haben mitunter, wie die Papuas Melanesiens, jede Gelegenheit benutzt, ihren Kulturbestand zu vermehren, und da nun schon seit vier Jahrhunderten alle möglichen Schiffe, auch Schmuggler, Sklavenhändler, Seeräuber u. dgl., von deren Wegen oft niemand erfuhr, ihre Bahnen durch die fernsten Inselwelten gezogen haben und kaum eine Küste, mit Ausnahme des außerordentlich wenig anziehenden Australiens, unberührt blieb, so sind die Kulturbestände der tropischen und subtropischen Gebiete beider Welten immer wieder durcheinander gemengt. Die Schwierigkeit wird dadurch vermehrt, daß mitunter, wie z. B. bei der Baumwolle in Amerika und in Asien, sehr ähnliche, nur wissenschaftlich verschiedene Arten vorhanden waren, oder wie bei manchen tropischen Fruchtbäumen sehr nahe Verwandte nicht nur aus Ost und West, sondern auch aus verschiedenen benachbarten Gebieten stammen und jetzt durcheinander gezogen werden. Obst aber spielt, wie wir wissen, in den Tropen stets eine große Rolle, und wenn auch die besten Kenner immer geneigt sind, unserem mitteleuropäischen Obst — Äpfeln und Birnen, Trauben, Kirschen und Erdbeeren — den Vorzug vor allem Obst der Tropen zu geben, so ist dagegen die Formen- und Abartenfülle des tropischen Obstes doch geradezu erdrückend. Und wenn auch die sog. tropische Üppigkeit vielfach als eine täuschende Übertreibung anzusehen ist, so ist es doch auch wieder sicher, daß um viele

Hütten in allen tropischen Gebieten und bis an den geschlossenen Urwald heran sich wahre Haine von Obstbäumen finden, die alle ebenso gut angepflanzt sind wie Äpfel-, Birn- und Kirschbäume um unsere Dörfer. Aber über die wirtschaftlichen Verhältnisse dieser Obstzucht sind wir immer noch sehr wenig unterrichtet. Es scheint nur ein sehr merkwürdiger Unterschied durchzugehen, der für die Auffassung und Geschichte unseres Obstbaues wichtig ist. Die für uns fast durchweg herrschende Sitte des Pfropfens ist beim tropischen Obst nirgends so stark durchgeführt. Auch da nicht, wo längerer Einfluß europäischer Pflanzer hätte wirken können, und selbst in Indien, wo doch ein Stück Pflugkultur einen beträchtlichen Einfluß auf ein großes Gebiet tropischen Hackbaues ausübte, finden wir meist nur Andeutungen davon. Trotzdem ist, wie ein Vergleich zeigen mag, der Hackbau nicht etwa hinter uns zurück, auch nicht in der Obstkultur. Ganz im Gegenteil! Wir haben ziemlich kernlose Trauben und eine nahezu stets kernlose Buschform des Weinstocks, die Korinthe, gezogen. Wir haben fast kernlose Birnen, aber unser gewöhnliches Wirtschaftsobst, Äpfel, Kirschen, Pflaumen und selbst unser vornehmes Tafelobst, Pfirsiche und Aprikosen, tragen auch heute noch nach tausenden von Jahren der Zucht Kerne. Die Kerne werden aber in der Regel nicht zur Fortpflanzung benutzt, und selbst wenn man einmal einen wohlgeratenen Wildling findet und in Kultur nimmt, wird er später nur durch Pfropfen fortgepflanzt, der Kern wäre also eigentlich längst vollständig überflüssig. Diese Art der Obstzucht aber schneidet uns von einem wichtigen Verfeinerungsmittel, von der Kreuzung näher verwandter Formen und der Weiterzucht so gewonnener Mischlinge völlig ab, und es ist sehr bezeichnend, daß Versuche, edle Äpfel- und Birnenrassen untereinander zu kreuzen und dadurch wertvollere neue Varietäten zu schaffen, erst in allerletzter Zeit von manchen gärtnerischen Anstalten eingeleitet worden sind. Im Gegensatz ist aber die Kreuzung bei der Blumenzucht, die ja wirtschaftlich doch ganz nebensächlich und völlig ein Luxus ist, von allergrößter Wichtigkeit und seit langem ausgiebig geübt.

Ganz anders das Obst in den tropischen Gebieten, für das ich als charakteristisch die bei uns allen jetzt so gut bekannte Banane anführe. Wohl ist noch häufig das ehemalige Kernhaus in der Fruchtmasse zu sehen, aber die kultivierte Banane ist in allen Gebieten, in Afrika und Amerika wie auf den Südseeinseln

kernlos. Sie muß stets aus Wurzelschößlingen gezogen werden, und alle Versuche, sie als in Amerika einheimisch zu erklären, weil man sie selbst bei den allerentlegensten und allerzurückgebliebensten Stämmen so fand, mußten einfach an der Tatsache scheitern, daß sie bereits kernlos aus einer intensiven älteren (asiatischen) Kultur in der östlichen Hemisphäre übernommen sein mußte. Ähnlich weit haben es übrigens die Indianerinnen des südamerikanischen Urwaldes gebracht, da sie eine hohe Palme, den „schönsten Obstbaum der Welt", die Pupuña, kernlos gezogen haben, so daß auch sie nur durch Stecklinge aus der Wurzel weitergezogen wird. Auch nach anderer Richtung haben die Außenvölker in ihrem Hackbau große Leistungen aufzuweisen. Es ist ja sicher, daß die Frau des Botokuden, die ein paar Zweiglein Maniok steckt und ein paar Körner Baumwolle in den Waldboden legt, keine große Kulturleistung aufzuweisen hat; aber die große Zivilisation der Inkas mit ihren ungeheuerlichen baulichen Denkmalen beweist, daß schon in präkolumbischer Zeit in Südamerika eine lange Zeit hindurch stetig entwickelte Kultur von einer bei den ungünstigen klimatischen Bedingungen der Hochebenen Perus staunenswerten Leistungsfähigkeit und Leistungshöhe sich hatte ausbilden können. Bekanntlich haben wir aus dieser Kultur bis jetzt nur die Kartoffel gewonnen; mit einigen anderen, für Peru wichtigen, für uns keineswegs aussichtslosen Knollenpflanzen aber sind, wie ich hinzufügen darf, noch nicht einmal ausreichende Versuche gemacht.

Nicht weniger imposant wie die Leistungen der Peruaner auf diesem Gebiete müssen freilich die der Mexikaner gewesen sein, die die Düngung ihrer Felder durch städtische Abfälle kannten und übten, und durch ihre auf Flößen gezogenen schwimmenden Gärten im See von Mexiko und ihre Blumenzucht sogar die doch für so etwas recht gefühllosen Spanier überraschten. Neben anderen markanten Beispielen will ich auch eines aus Afrika anführen, wo ein ehrlicher Missionsbischof angesichts eines Hackbaugartens am Schire denn doch bemerkte: „Er hätte bis jetzt gemeint, er wolle die Neger etwas lehren, und er müsse einsehen, daß er nur von ihnen lernen könne!"[1] Leider lassen uns die Berichte der Reisenden, bei denen das Interesse für diese Dinge meist gering ist und die oft unter dem Druck sehr wenig

[1] Mackenzie bei Livingstone, Expedition to Zambesi. London 1865. S. 499/500.

berechtigter Vorurteile stehen, nur selten wirklich viel wissen, sonst hätte man die Papuas von Neu-Guinea, trotzdem sie sich die Nasen durchbohren und Menschen fressen, nicht so niedrig einschätzen können, denn sie müssen ganz ausgezeichnete Hackbauer sein, die es sogar auf eine derartige Höhe der Kultur bringen, daß sie bunte Blattgewächse mit chinesisch-japanischer oder türkischer Freude an ihrer Schönheit zwischen ihre Nutzgewächse pflanzen. Bekanntlich haben wir die Sitte, Blumensträuße zu senden und Hyazinthen und Tulpen im Winter zu ziehen, sowie die Blumenbeete mit Buchsbaumeinfassung und den Kieswegen dazwischen von den „rohen" und „grausamen" Türken gelernt.

Wenn wir nun aber die Verhältnisse des Bodenanbaues in Afrika, das ja seit einigen Jahrzehnten der typische Kolonialkontinent ist, als das für uns Deutsche wichtigste Gebiet hier an erster Stelle behandeln, so ist mir das besonders wichtig und die Aufstellungen im vorhergehenden Teile scheinen mir bisher denn doch in einem für unsere Verhältnisse recht schädlichen Umfang übersehen zu sein. Ich möchte also noch ganz besonders die Möglichkeit hervorheben, die der Hackbau stets in sich trägt, aus sich heraus, ohne große Aufwendungen von fremdem Kapital und ohne andere Ausgaben recht bald zu einer recht beträchtlichen Höhe zu gelangen, ganz anders, wie das sich in unserer Pflugkultur gestalten würde. Zweitens gibt der Hackbau die Möglichkeit, durch eine organische Ausbildung der einheimischen Kulturform die heranwachsende männliche Negerjugend in großem Umfang in die von den Europäern eingeführte und geleitete Kolonialwirtschaft zu verflechten, und drittens könnten wir endlich das in Afrika in so sehr vielen Fällen wichtige, ja ausschlaggebende, von uns bisher aber, soviel ich sehe, zu sehr vernachlässigte Element, die afrikanische Frau mit der europäischen Herrschaft aussöhnen, und ihre Interessen und unsere Interessen in großem Umfang verschmelzen.

Als ich 1891 den Hackbau als Wirtschaftsform aufstellte, hatte ich zugleich schon den Plantagenbau für diese Verhältnisse als eine besondere Stufe oder Form unterschieden. Ich hatte schon damals, wesentlich allerdings den geschichtlichen Verhältnissen zuliebe, den Plantagenbau definiert „als eine besonders ausgebildete Form des Hackbaues, indem der europäische Unternehmer eine Anzahl Hackbauer zu seinen wirtschaftlichen Zwecken zusammenfaßt". In meinem Werk „Die Haustiere", Leipzig 1896,

8°, S. 396 habe ich dann darauf hingewiesen — in dem Umfange war es bisher sicher nicht geschehen —, daß die Kolonisation der Europäer in Amerika (Westindien!), die mit Hilfe von Negersklaven arbeitete, eine wirtschaftlich sehr extreme und daher trotz teilweis hoher Gewinne eher gefährliche Wirtschaftsform darstellte. Ich habe damals darauf aufmerksam gemacht — besonders aber in einer kleinen, diesem Gebiet eigens gewidmeten Arbeit (Richthofen-Festschrift, Berlin 1893, 4°, S. 371—383) —, daß die Sklaverei der Neger in Amerika eigentlich eine großartige Anerkennung der wirtschaftlichen Selbständigkeit des Negers in Afrika war. Man mußte die afrikanischen Sklaven gewaltsam weit wegbringen, um sie wirtschaftlich widerstandslos zu machen, erst dann konnte man sie ausnutzen!

Nun hat diese Erklärung in den Kreisen der wissenschaftlichen Sachverständigen viel Beifall gefunden, aber gerade diese Kreise haben bis dahin immer noch außerordentlich wenig Einfluß auf die wirtschaftliche Praxis der Kolonien gehabt. So ist manches Experiment auch der heutigen Kolonialwirtschaft mißglückt und die ganze Arbeiterfrage für den Plantagenbetrieb noch wenigstens zur Hälfte ganz falsch aufgefaßt, wenn man in Afrika immer von der Arbeiterfrage spricht, statt anzuerkennen, was ja übrigens auch auf unsere europäischen Verhältnisse viel mehr zutrifft, wie wir gewohnt sind zu bedenken: daß die wirtschaftliche Arbeit in Afrika oft die Frau allein besorgt! Wie ein sicher wenig voreingenommener Engländer sagt: „Alle Sachverständigen sind sich darüber einig, daß bei den sog. Wilden der Frau der größere Teil der Bodenbestellung zufällt.“[1] Damit geht ja freilich Hand in Hand, daß gerade die Plantagenbesitzer allein diese Frage nur schwer befriedigend lösen können; es kommt aber vielleicht nur auf eine bessere Ausgestaltung der Arbeiterverhältnisse im ganzen an. Wenn die Neger häufig sich nur zu früh selbständig machen und zu früh einen Hausstand gründen, um sich von diesem Augenblicke an nur noch den öffentlichen Angelegenheiten, Gemeindesachen, Rechtssachen u. dgl. zuzuwenden, so wird das jetzt nicht mehr so leicht angehen, da ja die Sklaverei, die früher einer derartigen Entwicklung weit entgegenkam, mehr und mehr verschwindet. Wird es nun gerade jetzt aber nicht möglich sein und würde es nicht sehr gut

[1] Jevons, Introduction to the history of Religion. 8°. S. 240, 258, 379.

sein, auch für die wirtschaftliche Entwicklung Afrikas und des Negers selbst, wenn wir uns einmal recht eingehend überlegten, ob und wie wir durch staatliche oder auch nur durch Gemeinde-einrichtungen dieser Neigung so vieler Neger zur allzu frühen Heirat und der dadurch bestehenden Zur-Ruhesetzung so vieler gar zu junger Neger begegnen könnten?

Ich hatte schon 1893 aus den Verhältnissen heraus festgestellt, daß die mit afrikanischen Negern betriebene Plantagenwirtschaft auf afrikanischem Boden nirgends gedeihen wollte (höchstens einmal ein wenig auf den Inseln), sondern daß man nur auf amerikanischem Boden erwachsene männliche Neger im europäischen Dienst ständig zur Bodenarbeit zwingen konnte. Der afrikanische Neger ist eben gewohnt, seine Frau allein oder doch in sehr starkem Maße arbeiten zu lassen und ließ sich darum nur unter dem stärksten Druck und dem härtesten Zwang so zur Arbeit ausnutzen und so abnutzen, wie das europäische Kapital es brauchte und es verlangte.

Nun haben aber jetzt die Europäer ganz Afrika unter sich aufgeteilt, und wir haben dem Kontinent, wenigstens an den meisten Stellen das gebracht, was für seine wirtschaftliche Entwicklung unbedingt notwendig war: Marktfrieden und Ruhe. Natürlich aber nicht ohne daß es große Kosten macht, und diese Kosten müssen wir natürlich wieder einbringen. Da ist es nun doch entschieden die billigste und einfachste Politik, wenn wir in jeder Weise darauf hinarbeiten, die wirtschaftliche Arbeit der Frau in Afrika und ihre Ziele in Übereinstimmung mit unserem wirtschaftlichen Interesse zu bringen; wenn wir also auch die Steuerkraft erhöhen und sie den afrikanischen Verhältnissen entsprechend ausbilden.

Aber wenn wir nun z. B. eine Hüttensteuer erheben, warum folgen wir nicht dem einfachen, durch den afrikanischen Staat Bornu gegebenen Beispiel, daß wir uns an den wirtschaftlich maßgebenden Faktor wenden und die Steuer von der richtigen Besitzerin der Hütte, der Frau erheben, die wirtschaftlich völlig freigestellt ist und ihre eigene Arbeit und ihren eigenen Verdienst hat, statt daß wir dem nach afrikanischem Gefühl davon ganz unabhängigen Ehemann als nominellen Zahler ein ihm keineswegs immer bekömmliches wirtschaftliches und damit doch wohl auch ein politisches Übergewicht geben? Und wenn wir doch einmal mit Verhältnissen zu tun haben, die so weit von den euro-

päischen abweichen, können wir dann nicht noch einen Schritt weitergehen und versuchen, auch die Steuerleistung möglichst den afrikanischen Verhältnissen anzupassen? Wir müßten dann auch, statt bares Geld zu verlangen, was doch selbst unsere Bäuerin nach all der tausendjährigen Erfahrung mit Geld und Geldeswert immer noch so ungern hergibt, der afrikanischen Frau nun entweder direkt Bodenprodukte oder andere Erzeugnisse ihres Hausfleißes — Matten oder dgl., die sie sicher lieber hergäbe, abnehmen. Könnte man ferner nicht aus den afrikanischen Verhältnissen heraus eine stärkere Ausnutzung der Männerarbeit dadurch herbeiführen, daß man durch eine allgemeine Politik die Arbeitszeit der Knaben verlängerte, sich also auch bemühte, das Heiratsalter der Männer möglichst bis zum Mannesalter hinauf, die Zahl der Weiber für den einzelnen aber möglichst herabzusetzen, d. h. also, daß man das Heiraten und die Frau möglichst teuer machte, um die Arbeitsleistung des Mannes zu erhöhen? Das alles könnte dabei ja völlig im Rahmen rein afrikanischer Verhältnisse und Anschauungen bleiben.

Ich glaubte in Übereinstimmung mit anderen Sachverständigen durch die Betonung der ausschlaggebenden Betätigung der Frau im Hackbau einen immerhin nicht unwesentlichen Fortschritt in der Auffassung der afrikanischen Wirtschaft zu begründen. Aber ich habe natürlich die Frage nicht so einseitig aufgefaßt, daß ich nicht eine gewisse Betätigung des männlichen Elementes zugegeben hätte. Ich weiß auch, daß z. B. das Roden, also eine gelegentlich wohl schwere und anstrengende, aber auch eine aufregende und, weil sie zumeist aufs Zerstören hinausgeht, für viele Leute nun einmal eine sehr anziehende Arbeit, von den Männern ausgeführt wird. Oft ist es auch gleich eine Genossenschaftsarbeit, was der Liebhaberei der Männer für soziale Betätigung entspricht, und meist schließt die Arbeit dann mit einem großen Fest ab, das eben dazu gehört.

Ich wußte ebenso auch, daß bei den allermeisten Stämmen die heranwachsende männliche Jugend bei der Bodenwirtschaft den Frauen so lange helfen muß, bis sie für erwachsen erklärt werden und nun diese Arbeit aufgeben dürfen. Wenn wir nun, wie gesagt, entweder die Zeit, in der die Jungmannschaft der Mutter noch helfen muß, verlängern, oder, was sich vielleicht für manche Verhältnisse empfiehlt, auch nach dem Gebrauch unserer mittelalterlichen Handwerksgesellen möglichst oft erst eine Wanderzeit

oder nach der Art unseres Militärs eine mehrjährige Dienstzeit einschieben, die der junge Mann durchmachen oder ableisten muß, ehe er sich als festaufgenommenes Gemeinde- oder Volksmitglied ansetzen und sich verheiraten darf, so würden wir dem Neger vielleicht etwas gegen seinen Willen, aber im großen und ganzen vermutlich doch einen recht guten Dienst erweisen. Nach dem Urteil der Kenner verheiratet sich der Neger zu früh und zu stark, so daß z. B. die Häuptlinge trotz ihrer meist wirtschaftlich recht gesicherten Stellung sich frühzeitig verbrauchen und allzu oft schon in Jahren, die wir als mittlere gelten lassen würden, Greise sind.

Und wenn hier nun doch einmal Vorschläge vorgetragen werden dürfen, ist es vielleicht auch gut, einmal zu fragen, ob es sich nicht empfiehlt, da nun doch so viel über die fremden Kleinhändler in Ostafrika geklagt wird, über Griechen, Syrer oder Inder, daß sich die besten Kenner des Landes überlegen, ob nicht irgendein einheimischer Stamm so auffallende Talente im Tauschen und Handeln zeigt, daß man mit einiger Nachhilfe aus ihnen eine *afrikanische Händlerkaste* gewinnen kann. Solche Händlerstämme sind in der übrigen Welt nichts Unerhörtes, sie sind auch in der deutschen Geschichte mehrfach vorgekommen, warum soll der Neger, der entschieden für den Marktverkehr ein großes Talent besitzt, sich nicht auch in dieser Beziehung betätigen können. Daß aber ein ganzer Stamm sich als Händler ausbildet und daß man sie dann als solche kennt und anerkennt, das hat für das Volk und die Verwaltung große Vorteile und erleichtert ihnen selbst dem Ganzen gegenüber die Aufgabe.

Von anderer Seite ist auch die Einführung der Pflugkultur in unseren afrikanischen Kolonien empfohlen worden. Man kann nun sicher in Süd-West, soweit bewässert werden kann, auch gepflügte Felder für Luzerne sowohl wie für Getreide heranziehen. Aber soweit man ständige Wasserzufuhr hat, wird ja die *gartenmäßige* Behandlung und Bearbeitung überall vorteilhafter sein. Für das tropische Afrika kann aber sicher zunächst, solange die Seuchenfrage für die Zugtiere so wenig geklärt ist, von einer Einführung unseres Pflugbaues nun einmal gar nicht die Rede sein, und wenn diese Frage gelöst wäre, würde man sich immer noch überlegen müssen, ob eine so einschneidende Maßregel die großen Kosten und das große Risiko späterhin auch lohnen würde. Der Neger weiß bei einiger Anleitung und in ruhigen Zeiten seinen wirtschaftlichen Vorteil selbst ungemein gut zu wahren.

Das beweist ja eben die außerordentlich schnelle Verbreitung von Mais und Maniok, die beide ursprünglich amerikanisch sind, aber längst ehe der europäische Einfluß auftauchte, selbst in die entferntesten Ecken Afrikas eingeführt waren, wo immer sie nur gedeihen wollten.

Auch die Einführung der Pflugmotoren und nun gar der Dampfkultur, die doch wohl nur für sehr ausgedehnte Plantagen in Frage kommt, bringt nicht überall eine Lösung der Arbeiterfrage, da es sich beim Plantagenbetrieb doch vielfach um intensive — also Handkultur — und nicht um Maschinenkultur handelt, die ja notgedrungen extensiv sein muß. Ich glaube, wir tun in unserem eigenen Interesse besser, nicht den ganzen Erfolg in unseren Kolonien aus den Plantagen zu erwarten, sondern wir tun gut, auch die Neger selbst in ihren Verhältnissen und auf ihrem Besitz zu einer stärkeren wirtschaftlichen Vertiefung heranzuerziehen. Dazu wird es aber auch gut sein, sich immer wieder vor Augen zu halten, daß im Gegensatz zu unseren Verhältnissen bei der Bodenkultur in Afrika zumeist die Frau die wirtschaftliche Hauptrolle spielt und in erster Reihe an sie gedacht werden muß, wenn wir eine organische Weiterbildung erzielen wollen.

Der große wirtschaftliche Erfolg der Franzosen in ihren senegalesischen Kolonien, der sich namentlich in einer riesigen Zunahme der Ausfuhr von Erdnüssen bemerkbar macht, scheint auf einer geradezu mustergültigen Politik in dieser Richtung zu beruhen. Es wird später interessant sein, das Anwachsen dieser Ausfuhr, die Stellen, von denen dieser große Umschwung eingeleitet wurde, und die Methode, der man diese Erfolge zu danken hat, kennen zu lernen.

Nebenbei wäre es übrigens wahrscheinlich ganz wünschenswert, daß wir stolzen Europäer mit unserer ungeheuren Kultur uns etwas mehr darum kümmerten, was denn eigentlich die „Wilden“ da draußen bauen, wie sie es machen und was sie dann mit den Erzeugnissen anfangen, um sie zu genießen oder weiter zu verarbeiten. Denn unter Umständen wird es möglich sein, daß die Wissenschaft und weiterhin die Wirtschaft auch für uns dort recht anregende und nützliche Sachen lernen und entlehnen könnte. Kautschuk und Schellack, Catechu und Gambir und so manche anderen Stoffe weisen uns doch schließlich immer wieder darauf hin, daß auch unter Palme, Brotfruchtbäumen und Bambus Menschen wohnen, von denen wir noch etwas lernen können!

Der Pflugbau (oder die Pflugkultur).

Wie wir bis dahin gesehen haben, setzt also die moderne Wissenschaft, in starkem Gegensatz zu der zumeist noch üblichen Tagesmeinung, höhere Ideen bereits für den Anfang jedes Menschentums voraus, wenn wir diesen Beginn als durch die ständige Verwendung des Feuers gegeben ansehen. Und ebenso setzt die Wissenschaft, wie wir gesehen haben, höhere Ideen voraus beim Beginn der Bearbeitung des Bodens. Auch hier finden wir einen für die Menschheit sehr bedeutungsvollen Fortschritt mit der den verschiedensten Völkern gemeinsamen Vorstellung eines besonderen beseelten Lebens der Pflanzenwelt, auf das der Mensch einwirken kann oder muß, verbunden.

Noch vielmehr werden wir nun solche Vorstellungen in dem großen Kreise finden, den wir betreten, wenn wir die Entstehung der eigenartigen Form der Bodenwirtschaft verfolgen wollen, die für unsere ganze Wirtschaftsgeschichte bis in die prähistorische Zeit zurück die allein maßgebende gewesen ist. Früher nannte man sie deshalb einfach die Landwirtschaft, oder man gab ihr nach der charakteristischen Form des Feldes den Namen Ackerbau; ich brauche aber weniger allgemein klingende Bezeichnungen und nenne sie daher nach dem wichtigen und eigentlich nur hier auftretenden Gerät Pflugbau oder Pflugkultur.

Für sie gab es bisher überhaupt gar keine Entstehungsgeschichte. In alten Zeiten nahm man diese wichtige Form einfach als göttlichen Ursprungs hin, wie das die antike Philosophie ja auch konnte; aber auch die Naturphilosophie des ausgehenden 18. und des beginnenden 19. Jahrhunderts half sich über den Anfang glatt hinweg, indem sie diese Wirtschaftsform als durchaus notwendig für die Kulturmenschheit und als deshalb irgendwie gegeben voraussetzte.

Wir können nun nicht mehr so einfach verfahren. Wir müssen vielmehr jetzt einen sehr weiten und mühsamen Weg einschlagen, indem wir uns erst darüber klar werden, was diese so eigenartige Wirtschaftsform des Pflugbaues von den anderen unterscheidet und was wir als für sie notwendig oder mit ihr von Anfang an verbunden ansehen müssen. Dann werden wir also z. B. sehr verschiedene Dinge: Haustiere, wie das Rind; Geräte, wie den Pflug; Vorstellungsweisen, wie die Himmelseinteilung, und Ver-

fahren, wie die Verwendung der Zugtiere am Pfluge auf dem Getreidefelde, einzeln auf ihre Entstehungsgeschichte und ihre Stellung im Betriebe untersuchen müssen, wenn es sich um die richtige Auffassung dieser für uns wichtigsten Wirtschaftsform und ihrer Zusammenhänge handelt.

Zum Allgemeinbesitz der Menschheit gehört, wie wir gesehen haben, die Vorstellung, daß, wie im brennenden Feuer eine besondere Kraft vorhanden ist, so auch im Leben der Menschen, der Tiere und der Pflanzen besondere mit diesen Lebenserscheinungen aufs engste verbundene Kräfte tätig sind. Auch wenn Menschen sie für gewöhnlich mit ihren Sinnen nicht wahrnehmen können, müssen wir doch in den Erscheinungen des Lebens ihre Tätigkeit sehen; das kann sich ja auch eine naturwissenschaftliche Anschauung gefallen lassen.

Für den Naturmenschen kommt nun freilich hinzu, daß er diese Kräfte, die er ja nicht sieht, sondern nur durch die Wirkung bemerkt, sich nicht anders als geheimnisvoll denken kann, wie er ja auch *seine eigenen Kräfte als nicht weniger geheimnisvoll empfindet.* Daher hat der „Wilde" unter Umständen noch viel weniget einen Maßstab für das, was er wirklich kann, wie wir, die wir unsere Kräfte doch auch oft überschätzen. In einem australischen Märchen macht ein Eingeborener, um die Geliebte zu gewinnen, einfach einen Regenbogen. In höher gebildeten Schichten läßt man dergleichen Leistungen übermenschlichen Mächten.

Gerade bei den Primitiven finden wir also eigentlich überall die Vorstellung verbreitet, daß einzelnen des Stammes (oder auch allen Mitgliedern, soweit sie durch besondere Belehrung oder besondere Zeremonien dazu geschickt gemacht sind) *Kräfte zustehen,* die man auf das Gedeihen der lebenden Welt wirken lassen kann, ja die man sogar geradezu *wirken lassen* muß, um sich ihr Gedeihen zu sichern, oder unheilvolle Mächte, die ihnen schaden könnten, unter allen Umständen fern zu halten. Soweit sich diese, wie gesagt, sehr weit verbreiteten Vorstellungen auf die Pflanzenwelt beziehen, pflegen wir sie als den Glauben an den „Vegetationsdämon" zu bezeichnen; so benennen wir jetzt das lebendige (geistig gedachte) Wesen, das die Wachstumsvorgänge vom Beginn bis Ablauf begleitet und das Gedeihen der Pflanze scheinbar bewirkt, denn in dieser Richtung ist etwa die mehr oder weniger deutliche Vorstellung der Außenvölker zu suchen, für die

wir übrigens auch in unserer eigenen Volkskunde und in der der europäischen Völker Beispiele bis in unsere Tage hinein vorfinden. Wenn z. B. die reisbauenden Malayen Indonesiens bei der Ernte sieben Ähren als „Reisseele" mit feierlichem Zeremoniell ins Haus tragen und sie hier wie Kinder pflegen, um nachher diese „Seelen" für die neue Saat wieder aufs Feld zu versetzen[1], so haben wir ja ganz ähnliche Erscheinungen in unserem „Kornalten", dem „Vergodendeel" und dem „schweren Kind im Korn" unserer Volkskunde usw.

Volkskunde und Völkerkunde werden sich darüber einig sein, daß es sich hier um Vorstellungen handelt, die so alt sind, daß sie mit dem Beginn der Pflanzenkultur, ja der Pflanzenbenutzung in Zusammenhang gebracht werden müssen.

Nun würden wir aber den Schlüssel für das Verständnis der Geschichte unserer Wirtschaft und damit für ein außerordentlich großes Gebiet aus der Hand geben, wir müßten völlig darauf verzichten, diejenige Auffassung, die so viele Vorgänge in unserer Wirtschaft durch alle Jahrhunderte begleitet hat, richtig zu verstehen, wenn wir die Vorstellung von der Vorherrschaft des Mondes über das Gedeihen der ganzen lebenden Welt, bei Pflanzen, Tieren und Menschen, nicht auch anerkennen wollten. Diese Annahme geht so weit, daß gelegentlich selbst für die Vorgänge der Gärung ein besonderer Einfluß des Mondes vorausgesetzt wird.

Daß der Mond überhaupt mit seinem wechselnden Licht und seinem völligen Verschwinden schon auf die ursprünglichsten Menschen einen großen Eindruck gemacht hatte, nimmt ja nicht weiter wunder. Wir werden nachher noch erwähnen müssen, daß erst bei der weiteren Entwicklung der babylonischen Religion der junge Frühlingsgott (mit dem Sonnenjahr) dem alten Prinzip der Erd- und Mondgöttin (und des Mondjahres) einen großen Teil der gar zu weit gespannten Herrschaft entriß. Der Mond geht eben in der Auffassung niederer Völker sogar der Sonne eigentlich immer voran. Wie Neger sagen, deshalb, weil die Sonne nie zu sehen ist, wenn der Mond nachts scheint, der Mond sich dagegen furchtlos zeigt, auch wenn die Sonne am Himmel steht. So finden wir auch in ganz primitiven Religionen, wie bei den Australiern, die ja keinen Pflanzenbau kennen, die Rolle der Sonne noch bei weitem hinter der des Mondes zurücktreten.

[1] Moszkowski, Auf neuen Wegen durch Sumatra. Berlin 1909. S. 187.

Wir finden aber auch, und das können wir bei dieser Gelegenheit ja recht gut heranziehen, bei den Australiern und noch einmal in Südafrika eine an sich leicht verständliche Verbindung zwischen dem Mond und der Sterblichkeit des Menschengeschlechts.[1] In beiden Mythen heißt es, daß der Mensch eigentlich die Unsterblichkeit gewinnen sollte, indem er sich nach dem allmonatlichen Beispiel des Mondes nach dem Sterben oder Verschwinden erneuern sollte. Es ist ja überhaupt begreiflich, daß eine Mondgottheit auf diesem Wege auch zur Herrin über Leben und Tod wurde, und wenn es sich nun einmal, wie bei den Mexikanern und den Babyloniern, um eine hohe Stellung der Gestirne und um eine peinliche und sorgenvolle Aufmerksamkeit auf ihre Stellungen am Himmel überhaupt handelte, so ist es ja leicht verständlich, wenn der Mond auch als Zeitmesser durch seine regelmäßige Wiederkehr die höchste Wichtigkeit gewann.

Für uns Kulturmenschen, die schon als kleine Kinder einem möglichst logisch ausgestalteten Unterricht unterworfen worden sind, ist es nur schwer zu verstehen, wie das Prinzip des Vegetationsdämons oder, in größerem Umfange genommen, das Prinzip der hervorbringenden und gebärenden Erde, der allgemeinen Mutter (die ja freilich auch alles wieder verschlingt), sich mit dem Prinzip des Mondes zu einem festgeschlossenen Ganzen verbinden konnte und so für unseren Kulturkreis (den Bezirk des Getreide- oder Pflugbaues) neue Anschauungen schuf. Wir müssen es aber hinnehmen, daß das nicht nur einmal bei den Begründern unserer Religion und unseres Kalenders, den Babyloniern, der Fall war, sondern daß es bei einem zweiten Kulturvolk sich wiederholt hat, im fernen Mexiko. Ja wir finden bei beiden Völkern, daß sich in einer für den Ethnologen sehr interessanten, wenn auch zunächst noch unerklärlichen Weise neben diesen beiden auch noch ein drittes Prinzip in den festen Verband einschiebt, das des Morgen- und Abendsterns, des Planeten Venus, wie wir ihn mit dem lateinischen Namen nennen, den wir über das Griechische hin als Übersetzung des babylonischen Namens der Istar in unsere Astronomie übernommen haben. Wir werden dabei auch noch im Auge behalten müssen, daß in einer für den modernen Menschen nicht ganz verständlichen Weise das weibliche Prinzip des Gebärens und der Wollust sich mit dem für uns ent-

[1] Mrs. Langloh Parker, Australian Tales. London 1897. S. 8. Bleek, Reinecke Fuchs in Afrika. Weimar 1870. S. 54/55.

gegengesetzten des Todes und der Entsagung verbindet. Jedenfalls, und das ist ja hier für uns die Hauptsache, kamen beide Völker, Mexikaner und Babylonier, infolge einer aufmerksamen, ja man kann wohl sagen, ängstlichen Beobachtung der Gestirne zu einer Gestirnreligion, die auf beiden Seiten zu einer für ihre Zwecke ausreichenden und genügend sicheren Kalendereinteilung führte.

Beide Völker befanden sich eben trotz aller Verschiedenheit der Rasse und der geographischen Lage insofern in sehr ähnlichen Umständen, als hier ein großes Volk von einer hochgetriebenen Bodenkultur abhängig war, die wieder abhing von einer reichlichen oder doch genügenden Zufuhr von Wasser, die in beiden Fällen, ob es sich nun um die Schneeschmelze in fernen Gebirgen, wie in Babylonien, oder auf hochragenden Bergen, wie in Mexiko, handelte, jedenfalls, das ist das bedeutungsvolle und unsere ganze Kultur bis in die Jetztzeit beherrschende Moment, bei beiden Völkern nach ihrer unmittelbaren Beobachtung vom Stande der Gestirne abzuhängen schien.

Naturgemäß griff so das Wirtschaftsjahr, das nun einen höheren Zusammenhang mit dem Stande der Gestirne zeigte, außerordentlich stark in das Gemütsleben beider Völker ein, das ist ja auch hier der neugewonnene ethnologische Standpunkt, den wir in Zukunft nicht mehr vernachlässigen dürfen.

So werden wir jetzt gewiß die Religion der Mexikaner ganz anders auffassen und besser verstehen wie früher, wo sie mit ihren zahlreichen Menschenopfern nur abstoßend und grausig erschien, und wir werden sie noch öfter im Verlauf unserer Darstellung heranziehen können, auch wenn sonst die Unterschiede zwischen Babylonien, dem Ursprungslande unserer Wirtschaft, und Mexiko groß genug sind.

In unserer ganzen Pflugkultur und damit auch in der ganzen gebildeten und geschichtlichen Welt, die wir unbewußt in erster Linie heranziehen und zu oft einzig heranziehen, sind wir gewohnt, auch im heutigen Christentum trotz der Allgegenwart der Gottheit, an die wir glauben, die Leitung der irdischen Geschicke in den Himmel zu versetzen. Nun ist das für uns nur ein stehender Ausdruck geworden, aber das Altertum, dem wir diesen wie so viele unserer sprachlichen Ausdrücke entnommen haben, verstand noch eine wirkliche Verbindung mit dem Sternenhimmel darunter. Wenn z. B. ein Astronom am Hofe der Ptolemäer in

Alexandrien die Haare der Berenike unter die Sterne versetzte, d. h. ihnen einen bisher unbenutzten Raum anwies oder wenn man nach Cäsars Feuerbestattung einen neuen Stern am Himmel aufleuchten sah, so hatte das damals wirklich etwas zu bedeuten. Das geht eben auf eine Anschauung zurück, die mit der Urbegründung unserer geschichtlich so ausschlaggebenden Pflugkultur zusammenhängt und diese Anschauungen von hier aus auf die Religionen des Altertums so gut wie auf die Weltreligionen der Neuzeit übergepflanzt hat. Christentum und Islam wie der Buddhismus sind sich darüber einig, die Gottheit im Himmel zu suchen. Man muß daher als Ethnolog hervorheben, daß das an sich ja gar nicht so notwendig ist, daß es doch eigentlich einfacher und logischer ist, wenn Erdgötter in der Erde wohnen oder thronen und Wassergötter im Wasser. Aber unter dem erdrückenden Einfluß des Pflugbaues — wir können das ja am Judentum noch deutlich sehen — haben sich die Götter alle in den Himmel erhoben, weil die Babylonier das Bild ihrer Gottheiten, auch soweit sie sich auf die Erde oder auch das Wasser bezogen, an den Himmel versetzt hatten, weil sie meinten, vom Stande der Gestirne am Himmel die Leitung ihrer irdischen Schicksale erwarten zu müssen.

Wenn wir uns nun aber zur Einteilung des Himmels wenden, so finden wir hier bei den Griechen, bei denen wir bei dem heutigen Stande der Überlieferung allein eine ausreichende — und ja nebenbei gesagt, die auch heute noch gültige wissenschaftliche — Himmelseinteilung finden, nur eine Reihe scheinbar recht willkürlich abgetrennter und willkürlich benannter Sternbilder, unter denen nur selten eine logische Verbindung zu finden ist, auch wenn wir gelegentlich einen Wust vieldeutiger Namen und Erklärungen an die einzelnen Bilder geknüpft sehen.

Wenn wir uns dann weiter umsehen, so finden wir, daß nicht nur Europa, das natürlich die klassische Einteilung adoptiert hat, diese Einteilung des Himmels und des Jahres hat, daß vielmehr hier eine große durchgehende Jahreseinteilung von 12 Monaten und etwa 360 Tagen durch die ganze ungeheure Ausdehnung des Pflugbaues (des Getreideanbaues) durchgeht, auch wenn hier und da sich abweichende Elemente von den eigentlich klassischen abheben und so das alte Ägypten so gut wie Indien wie schließlich das ferne China Einteilungen besitzen, die aber immerhin so ähnlich sind, daß man schon früh den Zusammenhang ahnte

und ihn nun entweder in einer Urweisheit suchte oder auch bald China, bald Ägypten, bald Indien als grundlegend ansah. Jetzt aber, wo Ägypten, das so wichtige Elemente der Pflugkultur wie das Rind und den Pflug sicher von Osten empfing, und wo auch China, das nach seinem eigenen Geständnis die Pflugkultur vom Westen her erhielt, ausgefallen sind, und wo Indien, das in der Hauptsache seine Astronomie erst durch die Griechen bekam, stark zurücktritt, werden wir nun nicht mehr daran glauben können, daß z. B. unsere germanischen Vorfahren auch diese Urbegriffe erst durch die späte Vermittlung der Griechen und Römer bekommen hätten, denn wie wir sehen werden, haben wir an unserem germanischen Himmel wesentliche Stücke erhalten, die zur logischen Einteilung des Himmels gehören, die aber den Griechen verloren gegangen waren.

Wir bezeichnen das auffallendste Gebilde des Himmels, das breite Band, welches sich etwa von Osten nach Westen erstreckt, noch heutzutage als Straße, und das rührt nicht von der klassischen Astronomie her, denn bei uns im deutschen Gebiet (und auch bei den Nordgermanen) ist der Gedanke der Straße viel deutlicher ausgeprägt, wie etwa bei den Griechen! Zumal bei uns auch eines der großen Gestirne noch deutlich als der Wagen erscheint und so ja eigentlich erst den Gedanken der Straße verständlich macht. Nach der griechischen Mythologie nennt die gelehrte Welt und alles, was unter ihren Einfluß geraten ist, dies Gestirn Bär, und im Deutschen sogar noch mit einem recht groben Schnitzer den großen Bären — es müßte doch die Bärin heißen. Dies große Gestirn vertritt aber in der griechischen Mythologie nur eine ganz unbedeutende Mythe: Kallisto, die Schönste, ist ja nicht einmal ein Name. Dagegen wissen wir zufällig durch eine Stelle bei Homer und noch eine bei Heraklit, daß eine ältere Zeit auch in Griechenland den Namen „Wagen" für dies Gestirn recht wohl kannte. Dann wissen wir ferner, daß die Gegend der Sonnenbahn etwa mit dem sog. Tierkreis zusammengestellt wurde, und daß diese Einteilung der genaueren astronomischen Berechnung des Jahreswechsels, der mit der jährlichen Umdrehung des Sternhimmels scheinbar in Verbindung stand, dienen mußte.

Da nun diese Zwölfteilung des Himmels mit der Winkelteilung, die unleugbar von den Babyloniern herrührt, und mit ihrem Sexagesimalsystem zusammenhängt — $6 \times 60 = 360$ —

so müssen wir annehmen, daß diese Zwölfteilung auf die ältere Jahreseinteilung der Babylonier zu 360 Tagen (die übrigens auch die Mexikaner ungefähr gefunden hatten) zurückgehen muß und da wird es auch wieder sehr schwierig sein, zu leugnen, daß die im Prinzip so weit verbreitete Zwölfzahl der großen Götter, die ja noch bis zu unseren zwölf Aposteln reicht, ohne Zusammenhang mit diesen, für die Pflugkultur grundlegenden Dingen sei. Wir werden aber hier noch einen anderen Umstand heranziehen müssen, der auf die großen Zusammenhänge in dem ganzen Gebiet der Pflugkultur deutet, den Gedanken, daß die Götter am Himmel sich in Wagen bewegen. Das haben wir Deutschen freilich verloren; in einem großen Gebiet der deutschen Alpen ist z. B. unser Gestirn der Heerwagen geworden, d. h. er ist hier ausgesprochen der Wagen aller Toten, die ja das große Heer bilden, wie Conrad Ferd. Meyer das noch für unsere heutige Zeit feststellt; aber im nordgermanischen Gebiet hat sich wenigstens der Gedanke erhalten, daß das Gestirn einem großen Heroen gehört. In England und Skandinavien heißt es Karlswagen, während es sonst geradezu bezeichnend für das germanische Gebiet ist, daß die Sternenstraße der Weg ist, den die Helden vom Anfang an daherziehen, bis sie auf ihm zum Aufgang zurückkehren.

Aber so lebendig die Auffassung des Wagens und der Straße im deutschen Gebiet noch ist, haben wir den himmlischen Wagen nicht mehr als Thron der Gottheit, hier ist dem deutschen Volksgefühl sogar der Donnerwagen viel lebendiger. Dagegen hat sich, wunderlich genug, in einem sehr entfernten Gebiet die Vorstellung, daß dies Gestirn der Thron des höchsten Himmelsgottes ist und zugleich einen Wagen darstellt, erhalten, in China, obgleich hier der Gedanke der Straße wieder untergegangen ist, denn die Chinesen sehen in unserer Sternstraße sonst einen Fluß.

Das bringt uns auf die eigenartige Vorstellung der älteren Zeit, die dem ganzen Gebiet gemein ist, zurück, daß die Götter am Himmel (und auch sonst) auf dem Wagen fahren. Am vertrautesten ist uns ja diese Auffassung von Sonne und Mond in den Darstellungen der klassischen Völker. Sie beherrscht das Gebiet der älteren Pflugkultur durchaus, und unsere germanische Mythologie gibt uns dafür einen sehr kräftigen Beweis, indem der ältere Himmelsgott, der nordische Tor, noch auf dem Wagen fährt wie Zeus und Jupiter und niemals reitet, während der

Himmelsgott der spätesten, wohl recht kurzen Zeit, Wodan oder Odin, eigentlich immer reitet.

Nun muß ich aber noch eine nicht so bekannte oder doch weniger beachtete Bedeutung des Gestirns heranziehen, die für mich ausschlaggebend wurde. In einem ethnologisch leicht verständlichen Doppelsinn heißt unser Gestirn in großen Gebietsteilen des Pflugbaues neben dem Wagen oder anstatt dessen „der Pflug“. So in Irland, so aber auch in einem großen germanischen Gebiet in Südengland, Holland und in den anstoßenden Teilen Deutschlands; weniger bedeutungsvoll ist es wohl, wenn der Name bei einem kleinen indischen Volke, den Ghonds, wiederkehrt. Es wird aber einigermaßen mit dieser doppelten Rolle unseres Gestirnes zusammenhängen, wenn am griechischen Sternenhimmel der Fuhrmann, wie wir ihn nennen, in der Nähe unseres Gestirns auf der einen Seite steht, und der Ochsenführer — Bootes, wie wir ihn nennen — auf der anderen Seite. Nach Franz Bolls Untersuchungen führt Bootes häufig sogar den Namen: der Pflüger. Jedenfalls, das beweist uns auch noch die vorderasiatische Königssage bis in die Geschichte der Berufung und Abrufung der Propheten Elias und Elisa hinein, kehrt diese eigenartige Verbindung von Wagen und Pflug immer wieder. Dazu stimmt dann der eigenartige Hinweis, den uns der auch hier in größerem Maße selbständige Virgil erhalten hat, daß das Sternbild des Stieres die Pflugfurche über den Himmel zieht, die dann wieder mit der Sternstraße identisch wäre. Jedenfalls muß ich mit aller Energie darauf hinweisen, daß von den zwölf Zeichen des Tierkreises nicht weniger als vier nach meiner Theorie geradenwegs auf die Bestandteile der Pflugkultur hinweisen. Vor allem der Stier als Vertreter des Rindes, dann Steinbock und Widder für Ziege und Schaf und endlich die Jungfrau mit dem glänzenden Gestirn der Spica, der Getreideähre, bei uns als Vertreterin des Prinzips des Ackerbaues, der großen Göttin, noch als die Schnitterin bezeichnet. Endlich will ich noch hervorheben, daß der Wassermann, wenn seine Herkunft auch noch nicht erwiesen sein soll, doch immer so orientalisch aufgefaßt und dargestellt wird, daß er zu den ältesten, also babylonischen Bestandteilen des Tierkreises gehören dürfte.

Wenn nun aber gegen diese Herleitung unserer Himmelseinteilung direkt aus Babylonien der Einwand erhoben wird, daß sich das aus der Keilschrift nicht beweisen läßt, so muß ich

für jetzt und für so viele Dinge später darauf hinweisen, daß dieser Beweis schwer zu erbringen ist. Wenn uns nicht ganz besondere Glücksumstände begünstigen, werden wir hier niemals ganz von der Hypothese absehen können, denn alles, was mit dem ganzen Gebäude dieser Auffassung zusammenhängt, war eben zu einem großen Teile Mysterium, von dem die Nichteingeweihten nichts wußten und die Eingeweihten nicht sprachen. Wir haben ja diesen Begriff des Verschweigens gar nicht mehr, für uns gibt es — und manche Verständige halten das für durchaus falsch — keine Mysterien, die nur besonders Geweihten und Einsichtigen zugänglich sind, und von denen nur in besonderen Stunden und in einem ausgesuchten Kreise gesprochen werden darf, wir müssen aber die Gültigkeit dieser Verbote und Gebote für die älteste Zeit doch anerkennen und danach unsere Forderungen einschränken.

Wenn nun aber die Straße und der Wagen eine so große Bedeutung für die Babylonier gewonnen hatten, daß sie so auffallende Gebilde des Himmels nach dieser Vorstellung benannten, so wird doch die Straße im irdischen Leben der Babylonier auch eine große Rolle gespielt haben müssen, obgleich man diesen einfachen Gesichtspunkt bisher kaum herangezogen hat. Das ist ja doch für sehr entfernte Gebiete unseres Pflugbaues erwiesen; wenn unser Himmelswagen in China für den Thron des Himmelsgottes angesehen wird und wenn das Gestirn in Schweden und Dänemark und auch sonst der Wagen eines großen Herrn heißt, so müssen wir doch annehmen, daß der Wagen als Thronwagen gedacht ist, d. h. daß die Gottheit oder der verehrte Held in ihm sitzend thront. Nun kennen wir ja die Herkunft der Bedeutung des Thrones als Herrschersitz eigentlich noch nicht, so wenig wie die der Königskrone, aber darüber kann kein Zweifel sein, daß gerade die älteste Zeit im Königswagen einen ganz fest ausgesprochenen Begriff hatte. Wer auch nur ein paar populäre Bücher über Babylonien und Assyrien in der Hand gehabt hat, erinnert sich an den Königswagen der späteren Zeit, den Pferde zogen. Aber in einem weit entlegenen Gebiete finden wir wieder in einer viel späteren Zeit die Erinnerung an den ursprünglich natürlich auch in Babylonien von Rindern gezogenen Königswagen noch sehr lebendig, in dem Ochsenwagen der merowingischen Frankenkönige. Und hier ist das Wehrgeld für den einzelnen Ochsen (und natürlich waren es doch mehrere,

wahrscheinlich vier) höher als selbst das des Leibpferdes des Königs; daraus geht die hohe Bedeutung dieses Wagens natürlich besonders hervor. Ich will von dem überreichen Material sonst nur hervorheben, daß nach der phönizischen Göttersage der jüngere Götterkönig Kronos den älteren Uranos vom Wagenthrone stößt und daß der Karthager Hanno auf seiner afrikanischen Entdeckungsfahrt den großen Berg nicht Götterthron nennt, sondern Götterwagen.

Für den ethnologisch vorgebildeten Archäologen ist es eben kein Zweifel, daß, so verlockend einfach es ist, auf Grund der älteren Vorstellungen von einer „durch die Not gegebenen Erfindung“ des Wagens zu sprechen, wir trotzdem den weit mühsameren Weg einschlagen müssen. Wir dürfen nur die Ansicht vertreten, daß wir im Wagen ein ausgezeichnetes Beispiel vor uns haben, wie ein gelegentlich entdecktes Gerät, das seinen Erfindern dann sehr auffiel, zur Grundbedingung einer neuen, sehr weitreichenden religiösen Anschauung und eines mit dieser Anschauung eng zusammenhängenden Kultsymbols wurde; erst so ist der Wagen vom Range eines rein religiösen und hochgefeierten zeremoniellen Gerätes ohne jede praktische Benutzung auf dem weiten Umweg des Götterwagens, dem die Benutzung für König und Priester folgte, endlich zum alltäglichen in so weitem Maß in der Wirtschaft gebrauchten Gerät herabgesunken.

Zum richtigen Verständnis der Geschichte der Erfindung des Wagens ist es wohl gut, wenn wir auch noch einen aus Technikerkreisen stammenden, durch die große Autorität des Ethnologen Tylors gestützten Irrtum beiseite schieben, nach dem die Räder an der Achse (und damit der Wagen) aus der Walze entstanden sein sollten, indem man die Räder aus dem vollen Stamm herausgearbeitet und den Stamm zwischen den Rädern zur Achse verdünnt hätte. Ich habe schon früher Einwendungen dagegen erhoben, die ich jetzt durch eine technische Autorität unterstützen kann. Forestier hat ebenso wie ich darauf aufmerksam gemacht, daß das Rad lange vor dem Wagen vorhanden war. Zierscheiben aus Knochen, Horn, Stein usw. in Scheibenform, die dann der Bearbeitung halber in der Mitte oft durchbohrt sind und trotz ihrer Radgestalt dem Wagen lange vorausgegangen sind, kommen bei den Funden aus älterer Zeit in großer Zahl vor und auch in den Gebieten, in denen niemals ein Rad unter dem Wagen gegangen ist. Dergleichen findet sich z. B. auch in Nordamerika;

das Radkreuz ist ja für die Archäologen ein sehr bekannter Begriff und eigentlich über die ganze Welt verbreitet. Dagegen ist der Wagen in seiner Verbreitung ursprünglich ganz auf das Gebiet der Pflugkultur beschränkt und wird höchstens einmal durch religiöse Einflüsse daraus verschleppt, z. B. nach Hinterindien und Java. Hier beschränkt er sich dann meist auch auf die ursprünglich so wichtige Rolle als Götter- und Königswagen, wie ich schon hervorgehoben habe. Der Naturnotwendigkeit entspricht es übrigens ja auch aufs schärfste, wenn gerade im Ursprungsgebiet, in Babylonien, Westasien usw. der Wagen aus der Wirtschaft jetzt wieder ganz verschwunden ist und der Gütertransport hier bekanntlich durch Karawanenverkehr mit Tragtieren stattfindet.

Was nun die Erfindung des Wagens angeht, so ist Forestier auf dieselben Gedankengänge gekommen wie ich. Auch er meint, den Anlaß zur Erfindung des Wagens hätten zwei Spinnwirtel — runde Scheiben, die in der Mitte durchbohrt waren — gegeben, die man auf eine Achse gesteckt hätte. Wenn sich nun herausstellte, daß man über einer oder zwei Achsen dieser Art etwas befestigen und es dann auf diesen Rädern rollen konnte, dann war der Wagen erfunden. Forestier weicht von meiner Erklärung nur darin ab, daß er meint, eine Mutter hätte ihrem Kinde so aus zwei Spinnwirteln ein Spielzeug gebaut, während ich meine, es hätte sich hier um einen Priester gehandelt, der seine müßige Zeit mit dergleichen Spielereien ausfüllte. In der Sache fallen beide Erklärungen zusammen. Auf meine Erklärung bin ich aber geraten, weil ich das Vorhandensein solcher, von materiellen Sorgen abgezogener Priester schon für die ältere Zeit, wie wir noch sehen werden, annehmen muß. Wer hätte sonst im babylonischen Kulturkreis zu den notwendigen astronomischen Vorbeachtungen die Zeit gehabt? Ich habe aber auch deshalb einem Priester die Erfindung zugeschrieben oder ich muß wenigstens annehmen, daß Priester sich bald des Gerätes bemächtigten, wenn es anders in die Welt kam, weil, wie ich schon ausführte, die Idee des Wagens für den großen Kreis des Pflugbaues eine übermächtige und ausschlaggebende Stellung gewann. Ohne ihren Einfluß hätte das nie geschehen können.

Nur Priester allein waren imstande, den Völkern des großen Bezirks des Pflugbaues den mächtigen Gedanken und die Überzeugung einzuprägen, daß Sonne und Mond und schließlich alle

Gottheiten sich am Himmel auf Wagen bewegten! Und sie allein waren imstande, dem Volke auch seine Gottheiten zu zeigen, indem sie die Bilder der Gottheit auf der irdischen Straße von einem Tempel zum anderen führten, wie sie am Himmel von einer Stelle zur anderen rückten, oder, das konnte man nun ja nicht nur mit großen Wagen auf der breiten Straße tun, diese Bewegungen mit kleineren Wagen auf dem Altare wiederholten. Dazu gehört also, das ist längst ausgemacht, die große Zahl der sog. kleinen Wagen aus der Bronzezeit, die richtig nur als Kultgeräte aufgefaßt werden können. Natürlich muß ich annehmen, daß da, wo diese kleinen Wagen auftreten, die als häufigstes Symbol Rindergestalten, Rinderköpfe oder wenigstens Rinderhörner verwenden, durch sie die Pflugkultur für diese Bronzezeit erwiesen wird.

Vorausgeschickt habe ich diese Betrachtungen über den Wagen einmal, weil sie den Zusammenhang der Vorstellung des Wagens mit der Himmelseinteilung und den Vorstellungen über den Himmel erweisen sollen. Dann aber, weil mir von Anfang an die Verwendung des wichtigen Zuggerätes, nach dem ich die ganze Ackerbaukultur benannt habe, die des Pfluges, ohne die Bekanntschaft mit dem Wagen ganz unmöglich erschien. Früher setzte man sich auch darüber hinweg und stellte sich die Verwendung der Zugtiere sehr einfach vor, so wie das Altertum ja auch den Mann kannte, z. B. Osiris, der auf den Gedanken geraten war, die Ochsen an den Pflug zu schirren. Jetzt ist dergleichen aber doch unmöglich, denn so wenig wie irgendwo außerhalb unseres Gebietes die Verwendung von Rädern und damit der Gedanke des Wagens aufgetaucht ist, ebenso wenig ist irgendwo der Gedanke an die Verwendung der tierischen Kraft durch den Zug, also der Gebrauch von Zugtieren aufgekommen. Für diesen schwierigen Übergang des Gedankens der Anspannung von Tieren an ein fahrbares Gerät, an Stelle der Verwendung von Menschen, die in der älteren Zeit nicht etwa stark hervortritt, sondern im Gegenteil gegen alles, was wir erwarten sollten, zurücktritt, ist nun gerade das Auftreten der kleinen Wagen mit ihren Verzierungen besonders bezeichnend. Denn ich denke mir den Übergang am leichtesten so erklären zu können, daß die heiligen Tiere, die der Gottheit gesellt wurden und die deshalb als Verzierungen der heiligen Geräte nur natürlich waren, schließlich lebend an den großen Wagen gestellt wurden und so die auf ihnen aufgestellten Bilder der Gottheit zu ziehen lernten.

Als eine gewisse Zwischenstufe muß ich es ansehen, wenn in Babylonien und der Nachbarschaft, z. B. bei den Hethitern, die Gottheiten vielfach auf Tieren stehend dargestellt werden. Das hat natürlich bei Vollbildern seine Schwierigkeit, hat aber möglicherweise zu dem Gedanken geführt, die Tiere vor das Fußgestell zu stellen. Darin würde ich dann den bequemsten Übergang zum Wagen mit den Zugtieren sehen, aber wenn jemand einen kürzeren oder besseren Weg weiß, werde ich ihm mit großer Freude nachfolgen.

So sind wir an die schwierige Stelle gekommen, wo es sich darum handelt, die Frage zu lösen: wie kam der Mensch dazu, in einem so großen Kreise und doch nur in diesem mit einer Reihe von Haustieren in so enge Verbindung zu treten? wie er das für Hof und Wirtschaft in dem großen Bezirk des Pflugbaues (und stellenweise darüber hinaus) nun doch einmal getan hat!

Ich habe schon vor langem darauf aufmerksam gemacht, daß die damals noch gewöhnliche Erklärung aus dem reinen Nutzen hier durchaus nicht statthaben kann, hält sie doch nicht einmal für die kleinen, bei uns doch wesentlich wegen ihres Fleisches und ihrer Eier gehaltenen Haustiere unseres Geflügelhofes stand. Wir finden vielmehr bei den Außenvölkern diese Tiere oft ohne jeden Gedanken der Nutzung nur als Hüttengenossen vor. So finden wir auch außerhalb unseres Kulturkreises nur ein einziges Mal im peruanischen Lama ein Tier gezüchtet, bei dem man immerhin an den wirtschaftlichen Nutzen, besonders als Tragtier, denken könnte. Aber wenn wir den ungestörten Verhältnissen Perus näher treten, werden wir erkennen müssen, daß auch beim Lama der Dienst für die Gottheit und für den König dem Gedanken des gewöhnlichen wirtschaftlichen Nutzens, wie wir ihn aus unseren heutigen Verhältnissen und aus der Auffassung, die bei uns herrscht, ableiten, durchaus nicht entspricht.

Es hat sich auch längst herausgestellt, daß die Vorgänge bei der Entstehung der Haustierzüchtung bei dem keineswegs leichten, sondern im Gegenteil recht schwierigen Übergang von dem gezähmten Tiere, das sich in der Regel nicht fortpflanzt, zu dem gezüchteten Tiere, welches gerade der Fortpflanzung wegen gehalten wird, ganz andere sind, wie man sich das früher vorstellte. Namentlich darf man doch nicht den künftigen Nutzen und die

künftige Verwendung als vorausbestimmend für die Zähmung und Züchtung der allerersten Haustiere ansehen. Das, was wir bei unseren Haustieren benutzen, und was uns die lebenden Haustiere so wert macht, z. B. ihre Kräfte, ihre Milch, die Wolle des Schafes usw.: das alles hat erst entstehen können, nachdem aus ganz anderen Gründen die Züchtung eingeleitet worden war. Die Gründe für den Beginn der Zucht müssen also ganz andere gewesen sein, und da hat sich nun von seiten der Ethnologie eine gute und ausreichende Auskunft geboten, indem wir die Wichtigkeit des Opfers und die weitgehende Verwendung unserer größeren wirtschaftlichen Haustiere zu diesem Zwecke richtig erkennen und für unsere Frage anzuwenden lernten.

Auch hier bot die Analogie zur Notwendigkeit des Opfers für die Urbegründer unserer Zivilisation und der Urreligion in Babylonien das ferne Mexiko, wo sich ein außerordentlich blutiger Dienst, der aber nur Menschenopfer verwenden konnte, unter dem Zwange ganz ähnlicher Umstände entwickelt hatte wie in Babylonien. Beide Gebiete hatten sich eben einem stark ausgesprochenen Gestirndienst ergeben, und besonders die Notwendigkeit, dem Monde, der in beiden Religionen, wie wir gesehen haben, die allergrößte Wichtigkeit in Anspruch nahm, in seinen Schwächezuständen (den Finsternissen) oder scheinbaren Nöten zur Hilfe zu kommen oder seinen Zorn zu versöhnen zwang die Mexikaner zu ihrem, für unser europäisches Gefühl bisher so abschreckenden Dienst, dem ja dann aus Mangel an großen Opfertieren (sie hatten nur Hunde und Geflügel) unzählige Menschen verfielen. Und ein ähnlicher Monddienst brachte die Babylonier dazu, die ersten Rinder, aus denen weiterhin sich unsere Arbeits- und Milchtiere entwickeln sollten, in Gehege einzuschließen, um sie jederzeit für solche Opfer für die Mondgöttin zur Hand zu haben. Hier geriet nun das älteste Haustier und das für die Pflugkultur geradezu grundlegende, das Rind, in jene außerordentlich merkwürdige Verbindung mit der Erd- und Mondgöttin, die für die Ausgestaltung unserer Wirtschaft von allergrößter Bedeutung werden sollte.

Wir beobachten es vielfach in der Ethnologie, daß gewisse Tiere in einem anderen Lichte erscheinen, wie die übrige belebte Natur. So ist es ja allgemein bekannt und auch den Kulturmenschen leicht verständlich, daß die Schlange sich beim Menschen eigentlich überall in heiligen Respekt versetzt, wie wir mit einer

älteren Wendung recht gut sagen können. Schwerer verständlich ist es ja aber, wenn die Schlange, vielfach wie auch noch bei den Römern als ein segenspendendes und glückbringendes Tier aufgefaßt wird. Jedenfalls liebt der Mensch auch hier alles in feste Ordnung zu bringen, und er scheidet auch die Tierwelt nach gut und böse, wobei dann seine oft wunderlich und willkürlich genug ausgestalteten Meinungen jedenfalls eine viel größere Rolle spielen, als etwa der wirkliche wirtschaftliche Nutzen oder auch der eingebildete Schaden; vergleichen wir z. B. die Rolle des Storches mit der des Hasen bei uns dazu. Aus solchen, zum Teil sehr schwer festzulegenden und noch schwerer begreiflichen Meinungen heraus hat sich nun bei vielen (aber wie ich glaube, nicht immer und bei allen) Völkern eine weitgehende Verbindung mancher Stämme oder Gruppen mit besonderen Tieren ausgebildet, denen sie besondere Wichtigkeit für die eigene Existenz zuschreiben. Ich bin aber nicht geneigt, diese wie gesagt manchmal sehr weitgehenden Beziehungen als eine besondere Stufe der Entwicklungsreihe der allgemeinen Menschheit anzusehen, auch wenn ich anerkenne, daß für die älteren Stufen der Menschheit eine andere Auffassung der Tierwelt anzunehmen ist, wie wir sie als Kulturmenschen haben. Es genügt hier aber für meine Zwecke völlig, wenn ich mich auf die Tatsache beschränke, daß auch an anderen Stellen der Welt bestimmte göttliche Begriffe mit bestimmten Tieren zusammengebracht werden, wie das ja z. B. außerordentlich oft und viel mehr wie die Existenz von Wasserschlangen das begründet, zwischen dem Wasser und den Schlangen geschieht.

Hier müssen wir also einer Verbindung des Mondes mit dem Rinde gedenken, die für die älteste Zeit Vorderasiens und bis nach Griechenland, Rom und Nordafrika hin so ausgesprochen ist, daß sie als eine der am besten begründeten Tatsachen angesehen werden muß. Dafür kann ich mich auf die kuhköpfigen Idole Schliemanns, auf die Kuhgestalt, die noch in den Mythen von Europa und Jo durchschimmert, auf die Kuhgestalt der Isis und auf die ungeheure Verbreitung der göttlichen Kuh wie des Stieres und ihrer Teile, z. B. der Hörner in der Archäologie beschränken. Das Bindeglied zwischen Rind und Mond sind dabei nach dem allgemeinen Gefühl des Altertums und nach der ausdrücklichen Zusammenfassung des Kirchenvaters Lactanz die Hörner gewesen. Wenn man da nun einwendet, das geht

doch nicht, denn die Hörner sind doch nur eine vorübergehende Erscheinung des Mondes, so ist das wenig ethnologisch gedacht, wie die ägyptische Isis beweist, die zwischen den Hörnern des Rindes (und des Mondes) sehr häufig noch die volle Scheibe des Mondes trägt, also zwei vorübergehende Erscheinungen in sich vereinigt. Jedenfalls läßt sich die Tatsache nicht wegleugnen: die erdrückenden Beweise, daß das Rind hier überall das heilige Tier der Ackerbaugöttin war, reichen durch das ganze Gebiet der Pflugkultur.

Weil aber die Erd- und Vegetationsgöttin auch eine Mondgöttin war, wurde es für die Urbabylonier sicher nötig, Rinder einzuhegen und sie so für die Momente der Schwäche der Göttin als Opfer bereit zu halten; von dem Lebensblute dieser heiligen Tiere erwartete man die notwendige Stärkung der Gottheit. Wir haben noch in unserer heutigen Sprache eine Unzahl von Wendungen, die auf längst erloschene und verlorene Gebräuche und Vorstellungen älterer Art aber auch aus diesem Kreise zurückgehen. Wenn wir z. B. „unseren kleinen Finger für etwas hergeben" wollen, so versprechen wir nur etwas, was die ältere Zeit wirklich tat. Wir wissen, daß bei schwerer Trauer Australier und andere Naturvölker sich einzelne Fingerglieder abbeißen oder auch einen ganzen Finger opfern. Wir finden auch in den Wohnhöhlen der Steinzeit Handabdrücke, die uns das Fehlen einzelner Glieder beweisen. Wenn wir sagen: „ich gebe mein Blut für diese oder jene Sache," so sprechen wir damit übertragen den Willen aus, das Leben für sie herzugeben. Aber wenn die Australier einen Boten in einer wichtigen Sache abordnen, so öffnen sie sich selbst eine Ader und spritzen das Blut auf den Beauftragten, um ihm dadurch wirklich einen Teil ihrer Kraft mit auf den Weg zu geben. Blut ist gerade für diese Leute (wie für so viele) ein besonderer Saft.

Die ältere Philologie (und die Skeptik der Spätantike) faßte nun das Opfer schon beim Homer als eine Art Betrug der Götter: diese bekämen bloß einige, gewissermaßen symbolische Stücke, während die am Opfer Teilnehmenden den weit größeren Teil des Fleisches des Opfertieres behaglich verschmausten. Hier ist aber die eigentliche Seele des Opfers verkannt, denn eben das, was der Gottheit zukommt, ist der Lebenshauch, das Opfer, und eine solche Anschauung verträgt sich sehr wohl mit der geistigen Auffassung der Gottheit. Immerhin geht durch die Bibel wie

durch den Homer noch die lebendige Anschauung, daß das Opfer, auch der gespendete Wein die Gottheit erfreut und stärkt. Um so mehr wird man diese Auffassung für eine ältere Zeit annehmen können.

Nach der nun gewonnenen Ansicht hängt mit der Idee des Opfers des lebendigen Tieres für die Gottheit auch die Entstehung der Milchwirtschaft zusammen, d. h. ursprünglich war die erste der Kuh abgemolkene Milch nur als Spende auf dem Altare der Gottheit verwendet. Da die Göttin mitunter, wie sie das besonders gerne in Ägypten tut, ganz als Kuh auftrat und dann mit Vorliebe den König, von dem wir das oft erfahren, mit ihrer Milch tränkte, wie es in Babylonien immer wieder betont wird, so läßt sich hier der Übergang finden, daß, wie zuerst das Blut auf den Altar gegossen wurde, später auch mit der ernährenden Flüssigkeit für das Kalb, d. h. mit der Milch, ebenso verfahren wurde. Schließlich wurde die Milch nur mehr zur Weihe auf den Altar gestellt, um dann als von der Gottheit besonders gesegnete Nahrung an begünstigte Menschen, zuerst natürlich an Priester und Könige, abgegeben zu werden. Am besten belegt ist die Verwendung der Milch als Opfer merkwürdigerweise aus Rom und dann aus Indien. Aus Rom haben wir sogar eine Reihe ziemlich verläßlicher Daten, nach denen noch Romulus, d. h. das alte Rom, Milch geopfert habe, die erst später für den allgemeinen Kult durch den Wein verdrängt wurde. In Indien wurden nach der hier üblichen überschwänglichen Anschauungs- und Darstellungsweise von großen Herrschern ganze Milchseen und Gebirge von Butter den Gottheiten geopfert. Durch die Gewöhnung an das allmählich häufige, später tägliche Opfer wurde dann die Kuh an die große Überproduktion von Milch, die nur von ihr kam und die sonst unerklärlich wäre, erst gewöhnt. So wurzelt unsere ganze für unser Wirtschaftsleben so bedeutungsvolle Milchwirtschaft mit ihren großen Massen von Milch, Rahm, Butter und weiterhin von Käse auch nur auf einer ursprünglich rein ideellen Anschauung, der des Opfers einer der Gottheit wohlgefälligen und auch für sie, wie späterhin für den Menschen wohlgefälligen und stärkenden Spende.

Natürlich können wir hier die ganzen Folgen des wirtschaftlichen Gebrauches der Milch nur kurz andeuten. So können wir hier nur darauf hinweisen, daß Ziege und Schaf denselben Weg gegangen zu sein scheinen, d. h. daß auch sie als Opfer-

tiere für Gottheiten, die in eine zunächst noch nicht genügend aufgeklärte Beziehung zur Pflugkultur traten, in diesen Kreis geraten sind, dafür scheint ihre Stellung im Tierkreis zu zeugen.

Die Natur der Gestirne und ihrer Bewegung, der Zusammenhang mit unerwünschten Veränderungen in der Jahreszeit und auch manche Wirkungen sonst, die man fälschlich dem Stande der anderen Gestirne zuschrieb, wie das am Anfang astronomischer Beobachtungen und bei der Überschätzung des Einflusses der Gestirne unumgänglich notwendig war, erzwangen wahrscheinlich diese Auseinandersetzung mit jedenfalls nicht immer günstigen, vielleicht sogar feindlichen Mächten. Die Ethnologie weiß gerade für die Anfänge, daß es sich beim Opfer wie bei anderen Kulthandlungen nicht bloß um den Dank an die gütige und spendende Gottheit handelt, sondern auch und in der älteren Zeit noch viel mehr um das Abwehren von Schädigungen und die Versöhnung weniger wohlwollender Mächte.

Für solche dem Prinzip des Ackerbaues beigeordnete andersgeartete Gottheiten werden dann Ziege und Schaf in die Pflugkultur gekommen sein. Sie haben ihren Bezirk auch noch weit darüber hinaus ausgedehnt, haben aber im Gebiete des Pflugbaues ihre dem Rinde gegenüber entschieden untergeordnete Stellung nur unter besonderen Verhältnissen zu größerer Wichtigkeit erheben können. Dagegen werden wir ihnen im nächsten Kapitel noch einmal begegnen, weil sie den wirtschaftlich und geschichtlich wichtigen Hirtenvölkern nach meiner Überzeugung die Möglichkeit zur Absonderung aus der Pflugkultur und die Grundlagen zu ihrer Sonderstellung gegeben haben.

Aber wir haben uns beim Rinde nicht nur an den Genuß seines Fleisches, das bald bei vielen Völkern — die Verhältnisse sind hier außerordentlich verschieden ausgebildet — den wichtigsten Bestandteil der Nahrung aus dem Tierreich bildete und an die Milch gewöhnt, die in den verschiedenen Formen bei den Bauern der verschiedensten Völkerschaften die tägliche Nahrung bilden muß, (wenn wir hier von der Verwendung des Düngers absehen wollen, die für die Bezirke der ältesten Einführung des Rindes wohl nicht so sehr in Betracht kommt); es tritt vielmehr noch eine ganz andere Verwendung hinzu, die als Zugtier, und es wird, weil wir das so ganz anders gewöhnt sind, auch hier wohl nützlich sein, es noch einmal hervorzuheben, daß diese Verwendung als Zugtier ursprünglich nur auf diese Art der Bodenwirt-

schaft, also den Pflugbau beschränkt ist und außerhalb desselben nirgends vorkommt, wo es sich nicht um späte Entlehnungen handelt.

Da kann ich doch nun eigentlich nicht übersehen, daß neben die Verwendung des Rindes als Opfertier (und Nahrung), und neben die Verwendung der Milch und die Verwendung des Rindes als Zugtier auch noch so außerordentlich anders geartete Dinge treten, wie die vom Hackbau so weit abweichende Anlage des Getreidefeldes und die im Gegensatz zum Überwiegen der weiblichen Tätigkeit so ausgesprochene Vorherrschaft des Mannes auch in der Getreidekultur.

Ich habe schon angeführt, daß es für mich als Ethnologen durchaus unmöglich ist anzunehmen, der Pflug wäre überhaupt das erste Zuggerät gewesen; das widerspricht der heutigen wissenschaftlichen Anschauung durchaus. Da hätte man also ein neues Gerät, das in dieser Form für Menschenkraft nicht verwendbar ist und niemals für Menschen brauchbar ausgestaltet wurde (gelegentliche Verwendungen, die man mißverstanden hat, sehe ich eher als religiöse Spiele an), für die Verwendung der Zugtiere, die auch noch ganz unbekannt war, erfinden müssen, und man hätte dabei etwas von der gewöhnlichen Form des Hackbaues so weit Abweichendes, wie das Getreidefeld, unbewußt miterfunden, und es wäre dann die in ihren Folgen so weitreichende Verdrängung der Frau aus der Bodenkultur, wie sie doch an diesem Wendepunkt unleugbar erfolgt sein muß, auch nur so ganz gelegentlich zu all diesen neuen Dingen hinzugekommen? Das erscheint dem Ethnologen denn doch etwas viel verlangt und recht unwahrscheinlich.

Für uns muß vielmehr das Zugtier schon vorhanden gewesen sein, ehe der Gedanke des Pfluges aufkommen konnte. Ja, das Zugtier muß schon in der Stellung gewesen sein, in der wir es nachher am Pflug in den allermeisten Gebieten bis in die heutige Zeit ausschließlich finden, es muß für diese besondere Verwendung an heiligen Geräten — denn so gut wie der Wagen ist auch der Pflug ein hochheiliges Gerät — in einer besonderen durch eine chirurgische Operation hergestellten Form verwendet worden sein, als Ochse. Denn das ist die Art, in der wir das Rind durch das ganze ungeheure Gebiet der Pflugkultur meist einzig und allein am Pflug verwendet sehen. In China z. B., wo die Milch, wie ich im nächsten Kapitel noch auszuführen habe, niemals eine

wirtschaftliche Stellung hat erringen können, ist die Kuh nur vorhanden, um dem Landmann für die geweihte Tätigkeit des Pflügens das nötige Arbeitstier zu stellen; sie selbst bleibt nur die Mutter der Ochsen. Im gewöhnlichen chinesischen Leben spielt auch Rindfleisch gar keine Rolle. Besonders wird aber hier in China, wie auch im alten Rom und auch heute noch in Cypern der Ochse als Gehilfe des dem Menschen gebotenen Pflugbaues niemals gegessen; er wird vielmehr begraben wie der Mensch. Es ist daher ganz ähnlich, daß in unserem Kulturkreis das Pferd so lange nicht gegessen, sein Fleisch vielmehr vergraben wurde.

Der Ochse ist, und das ist für uns das Bezeichnende, in dieser seiner eigentlichen Stellung ein dienender Genosse des priesterlichen Menschen. Die große Ackergöttin, die allgemeine Mutter, die auch die Todesgöttin war und das gewährende und versagende Prinzip in sich vereinigte, verlangte eben von einem Teil ihrer männlichen Priester die strengste Entsagung, die möglich war, die Operation, von den weiblichen in der älteren Zeit neben dem Cölibat die kultische Hingabe, die Hieropornie, von der wir auch in der Bibel ja noch deutliche Spuren finden.

Natürlich mußte eine derartige Religion, wie das ja auch andere unbedeutendere Religionsänderungen tun und schließlich ja auch selbst die Zugehörigkeit zu einer besonderen Sekte zu verlangen und durchzuführen weiß, auf eine völlige, möglichst durchdachte und durchdringende Änderung des ganzen äußerlichen Lebens mit diesen neuen Ideen, d. h. also vor allem der ganzen Wirtschaft ausgehen. Dafür gewährt uns das Getreidefeld in der Pflugkultur das schönste Beispiel, das den bis dahin altgewohnten Hackbau nun aus der Öffentlichkeit ganz verdrängte und ihn hinter den Zäunen und Mauern des Gartens einschloß.

Jetzt zog der Ochse auf dem Felde das befruchtende Gerät, den Pflug, der freilich, wie die ägyptischen Geräte noch zeigen — das Material über den babylonischen Pflug ist noch sehr gering — der Hacke außerordentlich glich, der aber in ganz anderem Sinne und in ganz anderer Handhabung verwendet wurde. Die Hacke hatten Frauen und Männer bis dahin zumeist wohl hockend gebraucht, und der Arbeiter arbeitete vor sich weg. Jetzt diente der Pflug dazu, um mit dem kürzeren Ast im langen Zuge vor dem Pflüger her den nackten Schoß der Erde umzureißen, um zum Teil wohl schon beim letzten Pflügen die Saat unterzubringen und so die Erde in das gebotene grüne Kleid zu hüllen.

Die Entstehung des Getreidefeldes läßt sich aber gerade aus Babylonien sehr gut erklären, weil hier die ausgedehnten Schlammflächen, welche die Überschwemmung der großen Ströme hinterließ und die dann die Sonne sehr schnell zu Ziegelhärte ausdorrte und in tiefgespaltene Schollen zerriß, ein abstoßendes Bild der Unfruchtbarkeit und Öde geben mußte, also besonders dringend das grüne Kleid forderten. Der Pflug war dann das geeignete Gerät, um zwischen dem Kanal, der die Wasserzufuhr brachte, und dem Deich, der das Feld vor der Überflutung schützte, als Vorbereitung für die Saat die lange Furche in das Getreidefeld zu ziehen.

Zu dieser nicht nur hier in Babylonien, sondern überall im Gebiete des Getreidebaues als heilig angesehenen Handlung war nun aber nicht mehr die Frau, die jetzt auch ins Haus und in den Garten zurückgedrängt wurde, berechtigt, sondern nur der Mann durfte den geheiligten Diener der Gottheit an das ihr heilige Gerät spannen und so die von der Gottheit gewollte Tätigkeit des Pflügers ausüben.

Es ist sehr interessant, daß ein Getreide, der Hirse (so schreibe ich mit Jakob Grimm und Hehn), im Garten blieb und also dem Hackbau Treue hielt, während Gerste und Weizen damals aus dem Hackbau auswanderten und von jetzt an die Felder in der Hauptsache bedeckten. Von da an bedeutete eine Mißernte in diesem Brotgetreide eine Hungersnot für die dichtgedrängte Bevölkerung, die die fruchtbaren Schwemmländer Babyloniens bald trugen.

Über die Ausbreitung der Pflugkultur von diesen Gebieten ihrer Entstehung aus, die natürlich durch eine großartige wirtschaftlich-religiöse Mission erfolgen mußte, wissen wir selbstverständlich wenig, das fällt ja alles in die Zeit der Vorgeschichte auch für unsere Gebiete; wir werden aber erst alle Daten über das Auftreten der Haustiere sammeln müssen, um zu größerer Klarheit über diese Vorgänge zu kommen. Wie ich glaube, wird sich auch die Ausbreitung der Bronze damit in Verbindung bringen lassen. Das Eintreten großer geschichtlicher Bewegungen und einer großen, auch heute noch nicht in allen Folgen untergegangenen Zivilisation, wie es durch die Begründer des Pflugbaues damals von Westasien aus veranlaßt wurde, stellt jedenfalls eine großartige Leistung der ja allerdings in der denkbar schärfsten Weise auf ihre Aufgabe konzen-

trierten Priester der großen Göttin, der Urbegründer unseres Pflugbaues dar.[1]

Für alle diese so vieles umstürzenden und ändernden und so erfolgreichen Veränderungen in der Wirtschaft kann ich nun aber nur eins in Anspruch nehmen, was dann allerdings weit reicht und vieles erklärt: das Aufkommen einer neuen, durchaus religiösen Weltanschauung, die alle diese Dinge in einen festen Verband brachte. Auf dieser Weltanschauung des Pflugbaues beruht geschichtlich also auch unsere Weltanschauung, die freilich unerklärt und deshalb auch vielfach unverstanden, doch die geschichtlichen Völker von den Zeiten der Urbabylonier bis auf unsere Tage, und von Irland bis nach Nordchina und von Marokko bis nach Nordindien beherrscht hat. Denker und Dichter, Herrscher und Untertanen, Könige und Bauern, Mann und Weib standen alle in ihrem Bann, und durch alle die Weltreligionen, wie wir sie zusammenfassen von diesem ältesten Heidentum durch Judentum und Christentum, Islam und Buddhismus ziehen sich die Ideenzusammenhänge, die hier entwickelt sind, vielfach noch heute aufs deutlichste erkennbar hindurch, weil nun einmal jeder in diesem Kreis Geborene nur selten über die Anschauungen dieses Kreises hinaus denken konnte, weil er vielmehr immer wieder nur aus ihnen heraus dachte.

Zu dieser Weltanschauung gehört vor allem, daß der Mond entscheidenden Einfluß auf alles Lebende, Pflanzen, Tiere und Menschen hat; daß die Gestirne, zu denen auch die Sonne gehört, in ihrem Umschwung am Himmel nicht nur das Jahr herauf und herabführen, sondern: daß über ihnen auch die Allmacht wohnt, die die Geschicke auf Erden lenkt, die auch in ihrer unerforschlichen Weisheit für jedes Jahr die Versorgung der Menschheit, ihrer Schöpfung, mit der nötigen Nahrung bestimmt.

Zu dieser Nahrung sind vor allem Milch und Fleisch der Rinder, Schafe und Ziegen bestimmt, die zugleich das geforderte Opfer darstellen (während das Schwein, wie weiterhin Esel, Kamel und Pferd ihre besondere Stellung haben).

Vor allem aber fällt die Ernährung des Volkes dem Getreidefeld zu, auf dem der Mann mit Pflug und Ochsen seine Tätigkeit

[1] Dazu stellt nun in großartiger Weise Houston St. Chamberlain: Politische Ideale. München 1916, S. 9, die Großstädte (und damit die Großstaaten!) als eine geschichtliche Folgerung des Getreidebaues. Für unsere Hemisphäre sicher mit Recht. Nach dem Kriege wird sich mehr dazu sagen lassen.

als Versorger des Haushaltes unter dem Schutze der Allmacht ausübt, denn nur der Mann darf unter Verwendung des heiligen Gerätes und des geheiligten Tieres seine Hand an dies Werk legen!

Gegen diese in der Entstehung der Wirtschaftsform gegründete Auffassung blieb dann auch während der Herrschaft des Christentums die in der Feindschaft der jüdischen Priester gegen das babylonische Heidentum begründete und durch die Abwendung des Volkes Israel vom Ackerbau schon damals begünstigte Auffassung der Einsetzung des Ackerbaues als einer göttlichen Strafe für den Sündenfall des Menschengeschlechts fast völlig wirkungslos.

Viehzucht und Hirtenvölker.

Wie schon öfter bemerkt, unterscheidet sich die neue Auffassung von der der älteren Zeit in der grundlegenden Hauptsache dadurch, daß diejenige Form der Bodenwirtschaft, die sich selbständig aus den Anfängen entwickelt hat, d. h. also der Hackbau mit seinen verschiedenen Stufen und Formen (also auch unserem Garten!) konsequent und streng von unserer mit der Viehzucht so eng verbundenen Form der Bodenwirtschaft getrennt wird.

Man hatte bis dahin ganz übersehen, daß mit dem Eindringen der Verwendung des Tieres als Arbeitstier und als Milch-, Fleisch- und Düngerlieferant die Landwirtschaft der alten Kulturvölker und unserer Gegenden eine ganz besonders ausgebildete Form angenommen hatte! Gerade in unseren Gegenden ließ sich ja das Zusammenwachsen der Pflanzen- und der Tierproduktion leicht verstehen, und besonders bei unserem armen Boden ist es nur zu begreiflich, daß man die ganze Form einfach als gegeben hinnahm, weil bei uns in dem, anderen Gebieten gegenüber vielfach ja recht schlecht gestellten Nordeuropa die Landwirtschaft mit Ausnahme der allerreichsten Gegenden längst den armen Boden völlig ausgesogen hätte, wenn nicht die, wie es schien, unter unseren Umständen völlig naturgemäße Düngung im Verein mit der Haltung unserer Haustiere für diese Notlage eingesprungen wäre. Ebenso läßt sich auch von unserem neuen Standpunkte aus gut verstehen, daß die Verwendung der in unserem Kulturkreis mit besonderer Verehrung betrachteten Milch und des von ihr abgeschöpften Fettes — des Rahms

und der Butter — als etwas durchaus Natürliches erschien, so daß erst vor dem Aufkommen einer naturwissenschaftlich und ethnologisch besser begründeten Beobachtungsmethode die alte Hirtenhypothese zusammensank, nach der die zweite Stufe nach dem rohen, schweifenden, fleischfressenden Jäger beim Aufstieg zum seßhaften Kulturmenschen, der immer noch wandernde, unstete, aber doch schon viel sanftere Hirte mit der Milchwirtschaft statt der blutigen Nahrung vertreten haben sollte.

Jetzt freilich fanden sich schnell viele gute Gründe zusammen, die dieser altgewohnten Anschauung jeden Boden entzogen: nun mußte es bald auffallen, daß nur in einem einzigen, wenn auch großen, doch ursprünglich in sich zusammenhängenden geographischen Gebiete der Milchgenuß überhaupt etwas Gewohntes war und daß selbst der große Bezirk der Haustierhaltung an den Grenzen und in verhältnismäßig spät erschlossenen Gebieten Länder einbezog, in denen der Milchgenuß entweder zum Teil unwesentlich wurde und deshalb hier und da allmählich verschwand, wie z. B. im hintersten Südosten Asiens oder, wie es in China bis dahin stets der Fall gewesen ist, sogar starker Opposition begegnete. Freilich hätten die Spanier aus ihrem Kolonialgebiet auf der westlichen Halbkugel diese Erkenntnis schon früher ableiten können, aber Spanier waren für derartige Beobachtungen einmal überhaupt wenig geeignet, und sie wurden ferner in Mexiko wie in Peru zuerst durch Berichte, die sie freilich selbst in die Leute hineingefragt hatten, getäuscht, nach denen weiterhin in unerschlossenen Gebieten Kulturvölker leben und Herden milchgebender Tiere pflegen sollten. In Mexiko waren es wahrscheinlich verworrene Berichte über die den Bison jagenden Indianer der Prärien; in Peru waren es Fabeln und Lügen über das Reich des Eldorado, in das man auch Völker mit Hirschherden versetzte. Etwas sprach ja auch das Vorhandensein eines immerhin gezähmten Tieres, des Lamas, mit. Die Hirsche, die Milch geben sollten, gehen aber ohne Zweifel auf eine Versetzung und Umfärbung der Renherden des europäischen Nordens zurück, die gerade damals auch im Süden Europas durch das Buch von Olaus Magnus: de gentibus septentrionalibus, Romae 1555 fol. bekannt geworden waren.

Beim Lama übersah man dabei freilich auch die völlig abweichende Stellung, weil man sich nicht von europäischen Vorstellungen losmachen konnte. Das Lama wurde aber in Peru

niemals als Milchtier benutzt; und niemals sind auch später irgendwelche dahin zielende Versuche von irgendeinem Erfolg begleitet gewesen, weil man sich, wahrscheinlich durch die Gewohnheit des Verkehrs mit unseren Milchtieren getäuscht, die Sache für das Lama viel zu einfach vorstellte und so niemals die wirklich nötige Rücksicht und die wirklich nötige Dauer an einen solchen Versuch wendete, die einen praktischen Erfolg hätten herbeiführen können. Denn sonst läßt sich nicht einsehen, warum das Lama nicht etwas Milch hergeben sollte, so gut, wie es ja das mit ihm so nahe verwandte, auch recht schwierige Kamel doch tut.

So blieb das alte Dreistufenschema in Kraft und nachdem selbst Humboldt sich vergeblich dagegen gewendet hatte, ist es erst jetzt endgültig erledigt. Jetzt wissen wir, daß ein Jägervolk ohne Bodenkultur niemals zur Aufwendung der nötigen Geduld fähig gewesen wäre und nie die notwendige Stetigkeit besessen hätte, um auch nur die Vorstadien der Zähmung auf die notwendige lange Zeit hinaus zu unternehmen und mit Erfolg durchzuführen. Auch wenn wir annehmen wollten, was gar nicht so einfach ist, daß sie die Herden hätten zähmen wollen und daß sie zielbewußt vielleicht aus Leckerei auf eine Benutzung der Milch dieser Herden hätten hinarbeiten wollen, so wären doch alle diese Versuche ohne den festen Zuschuß der Wirtschaftserzeugnisse einer Bodenkultur durch die bei den Jägervölkern so häufigen und oft schweren Hungerperioden immer wieder zum Stillstand gebracht worden. Sie hätten die beginnenden Herden in solcher Zeit immer wieder aufzehren müssen.

Hätte man aber nicht unter der Nachwirkung der antiken Tradition gestanden, bis über Humboldts Zeit hinaus, so hätte man gerade aus der wirtschaftlichen Stellung derjenigen Hirtenvölker, die man gewöhnlich als die typischen ansah, der arabischen Beduinen, eine ganz andere Auffassung ableiten müssen. Schon um die Wende des 19. Jahrhunderts schrieb der ausgezeichnete Reisende Burckhardt, daß die Beduinen nicht etwa nur von dem Fleisch und der Milch ihrer Herden lebten, sondern vielmehr auch von Reis, Gerste, Datteln u. dgl., die sie sich zu verschaffen wüßten. Und das hätte man auch aus der Bibel heraus lesen können, denn Abraham, der doch immer als das alttestamentarische Abbild eines Beduinenhäuptlings angesehen wird, läßt für seine Gäste ja ein Kalb schlachten und

Brot backen. Das Rind aber, um das hier besonders hervorzuheben, ist zwar zu allen Zeiten das hauptsächlichste Milchtier gewesen, es ist aber in unseren europäisch-asiatischen Verhältnissen nie in den Händen der Wanderhirten. Der Beduinenhäuptling Abraham muß sich also sowohl das Kalb wie auch das Brotgetreide von ansässigen Nachbarn besorgt haben.

Wichtig ist aber in beiden Fällen — bei Abraham und bei den heutigen Beduinen —, und das ist das für meine neue Auffassung Entscheidende gewesen: daß die Hirten, wie aus diesen kurzen Sätzen hervorgeht, in der Tat gar keine ganz selbständige Kulturform darstellen, auch nicht für ihre Anfänge, daß sie vielmehr von Anfang an auf den Austausch angewiesen sind. Ich glaube aber durch diese Auffassung ihrer Stellung gerechter geworden zu sein, und ich glaube auch, wenn sich die Geschichtswissenschaft zu der neuen Ansicht bekehrt hat, werden die Nomaden — denn das sind ja die hauptsächlichsten Vertreter der Hirtenvölker ganz gewiß — nicht etwa an Wichtigkeit verloren haben.

Wie ich also in Übereinstimmung mit den Fachleuten ausgeführt habe, können wir den Übergang vom Jäger zum Hirten deshalb jetzt nicht mehr gelten lassen, weil dem Jäger die Stetigkeit durchaus fehlte, die notwendig war, um gezähmte Tiere zu Haustieren werden zu lassen oder sie auch nur so lange Zeit zu halten, bis sie einen wirtschaftlichen Nutzen abwarfen. In dieser einfachen Weise sind als Hüttengenossen, die später immerhin einen gewissen wirtschaftlichen Nutzen brachten, außer unseren Kaninchen nur etwa die kleineren amerikanischen Haustiere für den Menschen gewonnen: Meerschweinchen, Truthahn und Moschusente. Und bei den letzten beiden ist es dabei noch sehr fraglich, wie weit sie in präkolumbischer Zeit wirklich als Nutztiere in Betracht kamen; ob sie nicht vielmehr nur Hüttengefährten ohne jede Benutzung geblieben waren. Solche gezähmten Tiere ohne wirtschaftliche Bedeutung finden wir nämlich häufig genug bei den Außenvölkern, und wir brauchen nur an unsere Raben, Krähen, Dohlen, Eichhörnchen u. dgl. zu denken, um bei uns etwas Ähnliches zu finden. Aber die fremden Beobachter draußen haben das sehr oft nicht richtig gesehen und diese Genossen des Menschen für nutzbringende Haustiere gehalten.

Nun beruht aber die ganze Hirtenwirtschaft nach der allgemei-

nen Ansicht auf der Benutzung der Milch der Herdentiere. Dann müssen wir aber doch bedenken, daß diese Milch nicht etwa ein gegebenes Produkt der Tiere ist, sondern daß sie einen durch das ständige Melken hervorgerufenen Überschuß darstellt. Ohne diesen Anreiz von außen gibt das Muttertier auch bei unseren Haustieren gerade so viel Milch, wie das Junge braucht, und nicht mehr. Die unter Umständen bei hochgetriebenen Rassen unserer Rinder, Ziegen und Schafe ungeheuerliche Milchproduktion ist vielmehr durch die Gewöhnung vieler Jahrtausende und in allerletzter Zeit ja auch durch eine wissenschaftlich geleitete Zucht hervorgebracht und hoch gehalten. Aber, diese jahrtausendelange Gewohnheit hindert auch unsere europäischen Stämme keineswegs, wenn sie in Verhältnisse geraten, wo sie nicht gemolken werden, wie die Rinder in der spanischen Viehwirtschaft Südamerikas und auf den Prärien Nordamerikas, auch da wo sie noch in der Wirtschaft der Menschen bleiben, diesen Überschuß in aller Schleunigkeit zu verlieren. Werden sie nun aber gar ganz wild, so geht diese angewöhnte Überproduktion mit einem Schlage verloren. Übrigens wird man von Praktikern leicht erfahren, daß diese Überproduktion durchaus nicht so gesichert ist, daß sie nicht im einzelnen fehlschlagen könnte oder Schwankungen unterworfen wäre. Wir merken das nur meist nicht, weil ja ein solches Tier in unserer Wirtschaft gleich verschwindet und geschlachtet wird.

In einem sehr merkwürdigen Verhältnis steht nun, und das hat man für die theoretische Auffassung der Hirtenvölker auch immer noch übersehen, das Rind, obgleich es doch nach der allgemeinen Annahme und ja auch mit Recht, als das vorzüglichste Milchtier angesehen wird, zu der Wirtschaft der Hirtenvölker oder der Nomaden, wie man mit einem alten von Herodot eingeführten Ausdruck häufig sagt. Da nun das Wort Nomade nach dem griechischen Wortsinn allerdings Hirten bezeichnen kann und nach der Erklärung auch das Wandern umfassen soll, von Haus aus aber zugleich ethnisch das nordafrikanische Volk bezeichnet, das wir nachher Numidier nennen, so ist dazu zu bemerken, daß, nach der ganzen Geschichte des so außerordentlich eigenartigen und auch heute noch so rätselvollen Volkes der Berber, wir kaum annehmen dürfen, sie hätten nicht auch schon zu Herodots Zeit ansässige Elemente neben den wandernden umschlossen. Wenn es also irgend angängig wäre, täten wir

wohl am besten, die Worte Nomaden und Nomadismus ganz durch eine andere Bezeichnung, aber durch einen nur im strengsten Sinne verwendeten Fachausdruck zu ersetzen.

Dann müßte man natürlich auch die ansässige Hirten- und Herdenwirtschaft ganz von der der wandernden Hirten trennen.

Das würde auch eine ganze Menge von Irrtümern ausschließen, von denen ich noch aus der allerletzten Zeit das allerdings schreiende Beispiel des Vergleichs eines afrikanischen Kannibalenstammes mit den deutschen Walliser Bauern anführen will. Der Grund des Vergleichs war nämlich dabei der Umstand, daß die Fan oder Mpangwe an der Westküste Afrikas auch wandern und die Walliser mehrfach während eines Wirtschaftsjahres bald oben auf der Alm, bald unten im Tal altgewohnte feste Wohnstätten beziehen.

Auf das Vorwiegen der Milchwirtschaft in manchen Gebieten mit reichem Weidewuchs gründet sich eine außerordentlich hochgetriebene Form der Bodenwirtschaft. So sieht man in der Schweiz, deren Wirtschaft so hoch steht, auch im Hügellande den Körnerbau gegen die Graswirtschaft jetzt außerordentlich zurückgehen. Da wird natürlich auch die Alp so hoch hinauf wie nur möglich benutzt; in Deutsch-Österreich, wo die wirtschaftlichen Verhältnisse ja wenig befriedigend sind, geht dagegen die Alpnutzung und der Viehbestand gegen früher zurück. Aber der Vergleich mit den Marschen, wo das Land vielfach sogar nur als Mastweide dienen muß, beweist, daß diese Wirtschaft nichts mit wandernden Hirtenvölkern zu tun hat. Das ändert ja nichts daran, daß die Alpen uns zum Teil wirtschaftliche Zustände älterer Zeit, die deshalb von hohem Interesse sind oder doch sein könnten, erhalten haben.

Nun muß aber jeder Anspruch der Hirten auf eine geschichtliche Überordnung vor dem Ackerbau daran scheitern, daß das Rind mit dem Pflugbau schon in den Anfängen zusammenhängt und daß eine so schwierige und wichtige Eroberung — das gehört ja zu den Grundsätzen der neuen Theorie — nur durch ein Volk durchgeführt werden konnte, dessen wirtschaftliche Stellung bei diesem langwierigen und schwierigen Unterfangen bereits durch einen ausgiebigen Bodenanbau gesichert war.

Wenn der alte und hochverdiente Naturforscher K. E. v. Baer — vielleicht in einer gewissen Übereinstimmung mit der Bibel — gemeint hatte: man könne annehmen, das Schaf sei das erste

Herdentier gewesen, das schon Abel opfert, so läßt sich dem entgegenhalten, daß das Schaf als Milchtier eigentlich überall selbst hinter der Ziege zurückstehen muß und daß die Wolle eine ausgesprochene sog. Haustiereigenschaft ist, also nicht den Grund zur Einführung in die Wirtschaft des Menschen gegeben haben kann, sondern sich erst in dieser entwickelte, daß also Schafe für den Beginn der menschlichen Wirtschaft kurz nach der Schöpfung gar keinen besonderen Wert haben konnten. Sollte man aber meinen, die ersten Wanderhirten wären Rinderhirten gewesen, indem sie ihre Tiere vielleicht von den ersten Ackerbauern entlehnt und auf die Milchwirtschaft weiter gezüchtet hätten, so steht dem wieder der Umstand entgegen, daß in Asien Rinder eigentlich nur bei Völkern, die Pflugbau betreiben, vorkommen, dagegen bei umherziehenden Stämmen meist fehlen. Wenigstens sind hier bei allen Wanderhirten alle anderen Herdentiere, Ziegen und Schafe wie Kamele und Pferde von weit größerer Bedeutung als die Rinder, selbst wenn man mit in Betracht zieht, daß einige nordasiatische Stämme ihre Rinder wesentlich als Zugtiere wegen ihrer großen Reisen verwenden.

Das Beispiel Afrikas kann uns deshalb nichts sagen, weil auf afrikanischem Boden gar kein eigentliches Rind wild ist oder gewesen ist, wenn wir von den Küstengebieten des Mittelmeeres absehen. Der eigentliche Rumpf Afrikas hat also sicher das Rind und damit auch die in Afrika stark ausgeprägte und eigenartig ausgebildete Rinderwirtschaft so gut wie Ziege und Schaf (und übrigens auch das Schwein) aus Westasien erhalten.

Nun ist aber doch die Herdenwirtschaft eine gut umschriebene Form, und sie hat schon in den ältesten geschichtlichen Zeiten die allergrößte und ausschlaggebende Rolle gespielt. Auch hängt ihre Wichtigkeit ja durchaus mit den Herdentieren zusammen, also in erster Linie mit Ziege und Schaf, die, wie ich schon hervorhob, sich an den Pflugbau und an das Rind angeschlossen hatten. Wie ihre Stellung im Tierkreis, von der ich auch schon gesprochen habe, beweist, sind sie ebenso wie das Rind, zuerst als heilige Tiere in den großen Kreis unserer Kultur getreten, aber wie ich auch damals schon hervorgehoben habe, sind sie nicht so eng mit ihm verbunden und nicht nur als freundliche Genossen in diesen Kreis getreten. Sie repräsentierten vielmehr im Gegensatz zu dem Rinde wohl dem Ackerbau feindliche Mächte

und traten als heilige Tiere und Opfer anderer Götter in den Tempeldienst und damit auch in den Tierkreis ein.

Denn, das hat mich eben zu dieser Auffassung veranlaßt, beide Herdentiere sind durchaus nicht zu allen Zeiten des Jahres mit einem geordneten und ausgedehnten Getreidebau zusammenzubringen. Vom Sprießen der Saat bis zur Ernte muß man die Tiere, die ja sonst vielfach auf das unbebaute Land angewiesen sind, den Getreidefeldern fernhalten.

Dafür hatte man aber in Mesopotamien im weiteren Sinne außerordentlich große Steppengebiete zur Verfügung, die freilich zu den meisten Zeiten den Herden nur eine für das Rind zu kümmerliche Weide boten, aber doch genug, um anspruchslosere Tiere, also Ziegen und Schafe, durchzubringen, bis sich nach der Regenzeit der Boden mit einem wunderbaren Grasteppich überzog.

Dieser Reichtum bot nun wohl zuerst Veranlassung und Gelegenheit, die Tempelherden Babyloniens in die weitere Steppe hinauszuschicken, um diese plötzliche Fülle in Milch umzusetzen, zunächst für die gütige Gottheit, die sie gesandt hatte, und für die Tempel. So werden wir die ersten Anfänge der Hirtenwirtschaft auffassen müssen! In diesen Steppen züchtete man also Lämmer erst zum Opfer, dann zum wirtschaftlichen Verbrauch, und man schor dann auch bald Ziegen und Schafe zuerst auch für die Gottheit und ihren Tempel, weiterhin für Priester und König. Ziegenhaar dient seit altersher z. B. zu den „schwarzen" Zelten der asiatischen Nomaden, und auch Zeltstricke daraus werden sehr geschätzt.

So entwickelte sich aus diesen Verhältnissen heraus in vielhundertjähriger Zucht endlich das lange Haar der Angoraziege und wahrscheinlich schon früher ähnlich auch die Wolle des Schafes, beides echte Haustiereigenschaften, die die wilden Stammeltern nicht etwa irgendwo aufwiesen.

Die Herdenwirtschaft konnte sich aber nicht zu einer ausgegesprochenen Wirtschaftsform entwickeln, wie sie es doch tat, die Wanderhirten wären nie zu der großen geschichtlichen Bedeutung gekommen, wenn ihnen nicht aus dem Westen, von Ägypten her, ein Helfer zugewachsen wäre, dessen wichtige historische Rolle uns erst durch Schweinfurth verständlich gemacht worden ist. Es wird deshalb gut sein, hier die ägyptischen Verhältnisse zu entwickeln, aus denen der Esel, um den es sich handelt, hervorgegangen ist.

Nun haben sich die früher etwas verschwommenen Anschauungen über das Entstehen der eigenartigen, wirtschaftlichen Verhältnisse Ägyptens in der letzten Zeit sehr geklärt. Wir sind jetzt der Ansicht, daß sich am Nil aus verschiedenen, zum Teil auch echt afrikanischen Elementen eine Bevölkerung gebildet hatte, die auf ihre eigene Hand (und auf Grund eines fortgeschrittenen Hackbaues) eine durchaus nicht unbeträchtliche Kulturhöhe erreicht hatte, wie ihre reichbemalte Keramik und ihre prachtvollen Steingeräte und Steingefäße beweisen.

Zu diesen Volkselementen stieß nun ein neues (und zwar ein ursprünglich mehr asiatisches), das aus Süden kam und auch die Grundbedingungen des Ackerbaues, Rind, Pflug und Getreide, von Süden her mitbrachte, mit ihnen aber auch die entscheidenden Grundlagen für den Kalender und die neue jetzt eingeführte Religion, wie das die Tradition der alten Ägypter selbst annahm. Es ist kaum noch ein Zweifel, daß der Weg, den diese Elemente von Süden her nach Ägypten hinein fanden, seine ältere Fortsetzung auf der asiatischen Seite des Roten Meeres, in Yemen hatte, in jenem Lande, das auch Gold und Weihrauch in unsere Kultur eingeführt hat. Wir werden dann ja annehmen müssen, daß weiterhin das gezähmte Rind für den langen Weg aus dem Flußgebiete des Euphrats und Tigris bis nach Südarabien (und weiter nach Afrika bis in das Gebiet des Nil), die Oasenkette benutzte, die damals wahrscheinlich noch in einem dafür sehr viel günstigeren Zustand war. Denn darüber ist jetzt bei den Sachverständigen kein Zweifel, daß der starke Karawanenverkehr schon der ältesten Zeit die Oasen sehr geschädigt hat, besonders aber ist dies geschehen, seit das Kamel in Arabien (und viel später freilich) im Westen und am Nil erschien.

Trotzdem ist der Abstand zwischen Mesopotamien und dem Zwischenstromland des Nils groß, und auch wenn wir annehmen könnten, daß ein einheitliches Volkselement die Vermittlung von den Grenzen Mesopotamiens bis an die Küsten des Roten Meeres übernommen hatte, war nicht nur der geographische, sondern auch der geschichtliche Weg sicher doch recht weit. Wir werden uns aber für die lange Strecke und für den langsamen Verlauf wahrscheinlich noch Schwierigkeiten durch alle möglichen Völkergegensätze hindurchdenken müssen. Besonders sieht es darnach aus, als ob der Gegensatz zwischen südarabischen (vielleicht früheren, tätigeren und höher stehenden) und nordarabischen

(vielleicht späteren und kulturell zurückgebliebenen aber kriegerischen) Elementen stärker gewesen ist, wie die arabische Tradition das bisher annehmen wollte.

Dann werden wir auch, selbst wenn wir in Übereinstimmung mit der neueren Auffassung einen stärkeren Verkehr der älteren Zeit gelten lassen und einen gelegentlichen Seeverkehr in dem Korallenmeer von Bab el Mandeb, vielleicht mit Barken ähnlich denen, die auf den ägyptischen prähistorischen Gefäßen dargestellt werden, zugeben, doch die Schwierigkeiten für eine Völkerwanderung aus dem einen in das andere Gebiet gerade in diesen Gegenden nicht unterschätzen dürfen. Auch wenn wir nun in Übereinstimmung mit der ägyptischen Tradition annehmen, daß die Kulturträger, die nachher die eigentlichen Grundlagen der ägyptischen Zivilisation schaffen und in Zusammenhang mit anderen mehr nordafrikanischen Elementen die eigenartige Stellung Ägyptens, die durch den scharfen Gegensatz der Bevölkerung des Niltals nach allen Seiten zugleich bezeichnet wird, ausbilden sollten, hier in Nubien länger verweilt haben, so stehen wir doch noch vor der Frage, auf die es zunächst noch keine Antwort gibt: wo ist die Pflugkultur Nubiens, die es dann doch einmal gegeben haben muß, in späterer Zeit geblieben? Solange nicht mehr geschichtliches Material vorliegt, kann ich zunächst nur darauf hinweisen, daß Beziehungen zwischen Yemen und Abyssinien, auch für die alte Zeit und bis in den Beginn des Islam nachweisbar sind. Vielleicht erklärt sich auch, daß Abyssinien in seiner Bergfeste erhebliche Reste eines Pflugbaues mit Gerste und Weizen gerettet hat, einfach durch den Zusammenhang mit einer später untergegangenen Ackerbauoase im Gebiet des Zwischenstromlandes des Nils (Meroe), von der aus Kulturelemente in die Gebirge hinauf wanderten, so gut wie aus Yemen herüber und wie andererseits den Strom hinab nach Ägypten.

Hier stehen wir nun vor einer merkwürdigen, bis dahin noch nicht genug gewürdigten Frage. In diesen Gebieten müssen wir auch den Übergang der ursprünglich westasiatischen Haustiere der ersten Periode — Rind, Ziege und Schaf — in die afrikanische Wirtschaft und damit die Entstehung der afrikanischen Hirtenvölker setzen. Aber wie war es möglich, daß Afrika die Herdentiere der westasiatischen Hirten der älteren Zeit empfing, Ziege und Schaf, und wie war es möglich, daß die Bewohner Afrikas, Hamiten und andere Stämme vom asiatischen Pflugbau

das Rind entlehnten und in ihrer Wirtschaft an die allererste und wichtigste Stelle rückten, ohne aber die Pflugkultur und ohne die ursprünglich asiatischen Getreide: Gerste und Weizen in ihre Wirtschaft hinein zu lassen? Nach dem was ich von der Stellung des Negers in der Plantagenkultur weiter ausgeführt habe, werden wir vermutlich — Beweise lassen sich noch nicht geben, aber die neuere Auffassung des afrikanischen Charakters paßt ausgezeichnet dazu, — den Grund zu dieser Auslese in der starken Widerstandsfähigkeit eines schon damals wohl ausgebildeten afrikanischen Hackbaues und des besonders kräftigen Widerstandes, ja wir können sagen der unbesiegbaren wirtschaftlichen Überlegenheit der afrikanischen Frau sehen einer neuen Wirtschaftsform gegenüber, die auf das Leben der asiatischen (und europäischen) Frau für Jahrtausende gänzlich umwälzend wirken und hier ihre Tätigkeit ganz auf Haus, Küche und Hof beschränken sollte!

Vielleicht daß wir der schwierigen Frage der Einteilung der Völker im Rumpf von Afrika noch einmal auf Grund der Wirtschaftsgeschichte näher kommen, wie jetzt, wo wir nur die Zwergvölker und die Hamiten einigermaßen von den übrigen Afrikanern trennen können und die vor wenigen Jahren noch ganz scharfe Unterscheidung der eigentlichen Neger und der Bantu wieder hinfällig geworden ist. So läßt sich über die Stellung der verschiedenen Völkerelemente zu diesem bedeutsamen Schritt der Aufnahme von Ziege und Schaf in die echt afrikanische Wirtschaft, vor allem aber zu der Eingliederung des Rindes kaum schon etwas bestimmtes sagen. Die Zwergvölker — Waldzwerge und Buschmänner — haben, wie es scheint, so wenig die Bodenkultur wie die Herdenwirtschaft angenommen; doch darf man wohl darauf hinweisen, daß in den Sagen der Buschleute manchmal davon die Rede geht, als hätten sie den ehemaligen Besitz der Herden einmal irgendwie verscherzt. Dagegen kann man von den Hamiten und den übrigen vielleicht feststellen, daß die Hamiten wohl ein wenig mehr dazu neigen, sich der Bodenkultur zu enthalten oder daß sie oft trachten, diese auf ihre schwärzeren Untertanen abzuwälzen, so daß ihnen dann die Herdenwirtschaft wesentlich bleibt, namentlich aber der von den Afrikanern ohne Unterschied der Rasse so leidenschaftlich gepflegte Rinderbesitz. Es muß aber hervorgehoben werden, daß sich die Verhältnisse in Afrika in der langen Zeit geschichtlich sehr ver-

schieden entwickelt und verschoben haben können. Auch hier haben einmal Hirten, wie wir das nachher auch bei den Asiaten sehen werden, große geschichtliche Bewegungen auf Grund ihres Besitzes eingeleitet, die Fellata oder Fulbe. Aber während wir für die Masai und ihre sehr einseitig ausgebildete Raubwirtschaft entgegen der Meinung des sonst hochverdienten Merker kaum eine lange geschichtliche Existenz in diesen Verhältnissen annehmen können, wird es uns doch stark auffallen, daß die alten Hottentotten neben dem Rinde, das sie und zwar als große Ausnahme auch in den Zeiten der Entdeckung schon als Reittier benutzten, eigentlich nur Schafe hatten, während ihre Nachbarn und Erzfeinde, die sog. Kaffern neben dem Rinde die Ziege mit Vorliebe hielten. Aber wenn man nun glauben würde, daß der Rinderbesitz, so oft er auch gerade die Kaffern zu Raubzügen veranlaßt hat, von wesentlicher Einwirkung auf die geschichtliche Entwicklung des großen Bantustammes gewesen wäre, so würde man die Verhältnisse wahrscheinlich überschätzen. Jedenfalls ist dieser Besitz durchaus nicht von solchem Einfluß gewesen wie der Besitz des Kamels oder des Pferdes für die asiatischen Hirten. Ja nicht einmal in der Wirtschaft spielt das Rind immer eine so große Rolle, wie wir nach der leidenschaftlichen Zärtlichkeit, mit der der Afrikaner an seiner Herde hängt, denken sollten, gibt es doch hier Stämme, die wohl Rinder besitzen, aber sie nicht einmal melken. In der bekannten Leidenschaft für diesen Rinderbesitz stimmen aber sonst ganz entfernte Stämme zusammen, so daß auf die Kaffernstämme paßt, was Schweinfurth uns von den Schilluk und Dinka am oberen Nil so drastisch schildert, wo sich beim Verscheiden einer Kuh oder gar eines Ochsen der leidtragende Besitzer wie Hiob in die Asche setzt, während Freunde und Nachbarn ihm den Gegenstand seiner Trauer durch einen solennen Leichenschmaus, eben des betrauerten Tieres, aus den Augen schaffen.

Zu beachten ist nun, daß das Rind, ob nun hier die Milch be nutzt wird oder nicht, meist geschieht das ja allerdings, durchaus nicht in die Bodenwirtschaft eingetreten ist, sich vielmehr daneben hier, wie wahrscheinlich an vielen Stellen der Erde, eine vollkommene Trennung der Geschlechter gegenüber den verschiedenen Teilen der Wirtschaft findet. Im allgemeinen haben alle diese Stämme eine gewisse Bodenkultur, aber zumeist betreibt die Frau ihren Hackbau mit Durrha und Rohrkolbenhirse (Pennisetum) ganz

allein, während dem Manne vor allem der Besitz, aber auch die Pflege der Rinderherden zufällt. Und die leidenschaftliche Neigung, die der Mensch nun einmal hat, alles besonders bei anderen zu regulieren und zu reglementieren und durch das feste Band der Sitte zu regeln, spricht sich dann hier scharf in der weitverbreiteten Sitte aus, die der Frau nicht einmal erlaubt, auch nur den Milchsack ihres Gebieters zu berühren.

Was aber die Verhältnisse der afrikanischen Hirten so außerordentlich bezeichnet, ist dies Verhältnis zu ihren Rindern. Ihnen wird ein Kult gewidmet, den sie ja wahrscheinlich ursprünglich in gewissem Grade überall bei allen Ackerbauern genossen haben werden, von dem wir hier und da auch bei uns noch interessante Spuren finden, der aber sonst den Grad der afrikanischen Verehrung nirgends erreicht, wenn wir nicht Indien mit seinen besonderen Verhältnissen heranziehen wollen. Interessant ist aber, daß als eine zweite, wenn auch etwas veränderte Auflage sich neben das Zweistromland Mesopotamien das des Nils stellte, das in einer für Afrika sehr alten Zeit den Übergang der Milchtiere, also der Ziege und des Schafes in das übrige Afrika vermittelte, vor allem aber das Rind aus dem sonst so festen Geflechte der Pflugkultur löste, um es an den afrikanischen Hackbau und selbst darüber hinaus an Rinderhirten ohne Bodenkultur weiter zu geben.

Dies Gebiet brachte aber noch eine weitere bedeutsame Neuerwerbung, der dann freilich anderswo viel wichtigere Tiere nachfolgen sollten. Hier können wir aber zunächst noch hervorheben, daß, auch wenn die Verhältnisse sich in den afrikanischen wie den arabischen Wüsten seit der Einführung des Kamels außerordentlich viel schlechter gestaltet haben, doch kaum ein Zweifel daran ist, daß auch damals schon die fruchtbaren Gebiete, die für eine dauernde Siedelung in Betracht kommen konnten, in Nordostafrika von ungünstigen und für eine Besiedelung eigentlich unzugänglichen Steppen, ja Wüsten unterbrochen wurden.

Aus der geographischen Verbindung dieser beiden so verschiedenen Gebiete sollte nun eine für die geschichtliche Ausgestaltung unserer ganzen Kultur höchst wichtige Eroberung hervorgehen, der Esel, das erste Lasttier.

Um das Hochland von Abyssinien schließt sich im weiteren Abstand im Osten ein recht schwieriges und in sich verschiedenes Steppen- und Wüstengebiet, von dem man wohl, auch wenn uns hier alle Nachrichten fehlen, vermuten kann, daß Ziege und Schaf

sich an manchen Stellen noch wohl fühlten, während das Rind hier nicht mehr gedeihen kann. Nun haben wir für Nubien allerdings aus späterer Zeit den Beweis, daß der Rinderwagen, der jetzt wohl spurlos verschwunden ist, in der Asien entlehnten Form des Königswagens, und sogar in Verbindung mit dem altasiatischen Königssymbol des Sonnenschirmes hier verwandt wurde, aber dafür ist in Ägypten der Rinderwagen, so viel ich weiß, früher nicht so verwendet worden, während wir Geräte auf Rädern, die an die kleinen heiligen Wagen erinnern, immerhin nachweisen können, selbst Barken auf Rädern. Die Götter- und Königsbarke beherrschte ja den Verhältnissen entsprechend das Nilland zumeist.

Aber auch, wenn hier Schafe und Ziegen in den Steppen ausnehmend gediehen, so werden doch auch hier jene Verhältnisse, auf die ich oben so großen Wert legte, sich geltend gemacht haben und das Hirtentum wird auch hier wirtschaftlich zumeist weniger selbständig gewesen sein, wie man das früher annahm. Es wird vielmehr —, darauf beruht ja eines der grundlegenden Elemente der geschichtlichen Bedeutung der Hirtenvölker — auch hier zu einem lebhaften Austausch der überschüssigen Erzeugnisse der Herden gegen den den Hirten notwendigen oder doch angenehmen Zuschuß der vegetabilen Erzeugnisse eines auf günstigerem Boden gepflegten Hackbaues gekommen sein. Und aus diesem für die damaligen Verhältnisse gewiß wichtigen Handelsverkehr und seinen Bedürfnissen ist dann der erste Schritt zur Zähmung, Verwendung und endlich zur Züchtung des Esels geschehen. Denn, darüber sind sich die Sachverständigen einig, der Hausesel, wie wir ihn besitzen und wie er in Ägypten zu sehr alter Zeit, und im Osten gleichfalls vor den eigentlichen Reittieren auftritt, ist aus dem afrikanischen Stamm des Somalesels hauptsächlich oder ganz hervorgegangen. Das beweisen die schwarzen Zeichnungen am Kreuz und die Querbinden an den Beinen und ebenso die graue Farbe im Gegensatz zu der gelbrötlichen der asiatischen Wildesel. Damals ist nun jedenfalls diese neue Errungenschaft nach allem, was wir wissen, sehr bald nach Ägypten weitergegangen, hat dagegen auf das eigentliche Afrika noch keinen großen Einfluß ausgeübt, während jetzt auf den Hochflächen Ostafrikas der sog. Masai-Esel eine gewisse Rolle spielt und im Langolande nach Emin die Esel ein Hauptherdentier der Eingeborenen bilden.

Es konnte sich aber die Milchwirtschaft in den Steppen nur wenig ausdehnen und die zu manchen Jahreszeiten außerordentlich reiche Gelegenheit doch nur wenig ausnutzen, so lange die Ablieferung der Erzeugnisse der Herden von Schafen und Ziegen an die Tempel oder später an weltliche Besitzer (selbst wenn hier einzelne Stämme wirklich nur von Milch, Blut und Fleisch leben!) — diesen Gang müssen wir auch hier annehmen —, und der Austausch der Überschüsse der Hirtenwirtschaft gegen Produkte des Bodenanbaues nur durch Menschenkräfte vollzogen wurde. Dagegen ist es klar, daß diese Wirtschaft nun einen außerordentlichen Anstoß empfing und die Hirten außerordentlich schnell sehr selbständig wurden, ja gegebenenfalls sich leicht ganz abtrennen konnten, sobald das erste Transporttier von Afrika nach Asien übergeführt worden war. Von jetzt ab wurden sie viel beweglicher und durch die Möglichkeit, mit weit entfernten Stämmen Handelsbeziehungen anknüpfen zu können, unabhängiger. Sie wurden vielleicht auch jetzt schon den Ackerbauern gegenüber gefährlich.

Nach diesen beiden Seiten, in der Rolle als Handelsleute und in der Rolle als Krieger haben wir ja die hochwichtige Stellung der Hirtenvölker zu suchen und hier ist gewissermaßen als Vorstufe unser bescheidener Esel von größter Wichtigkeit geworden.

Wir sind ja nun bis dahin meist gewohnt, den Esel nach Analogie von Kamel und Pferd als ein Reittier aufzufassen und zu bezeichnen. Es wird sich aber doch für ihn empfehlen, statt dessen mehr die Auffassung als Last- oder Transporttier durchzuführen. Der Esel dient auch heute noch in den Gebieten, wo er wichtig ist, nicht in dem Sinne als Reittier, wie wir das von den anderen Tieren gewöhnt sind. Er spielt z. B. in den Heeren des Orients seit den ältesten Zeiten und bis heute eine außerordentlich wichtige Rolle, aber doch nur als Lasttier, wenn auch häufig in dem Sinne, daß Kranke und Verwundete oder Frauen auf ihm reiten und so weiter befördert werden. Das verleiht ihm die große Wichtigkeit. Als ein Reittier aber bei einem kriegerischen Angriff hat er, wie es scheint, eigentlich niemals gedient.

Die große Bedeutung, die das „Boot der Wüste", wie Schweinfurth ihn mit einem glücklichen Ausdruck genannt hat, sich erwarb, war aber eben die Möglichkeit, daß sich durch seine Vermittlung die Hirten nun selbständig ausbildeten und daß sich nun weiterhin auch gesonderte ethnische Bestandteile diese

Wirtschaft aneignen konnten, daß also mit ihm auch die historische Bedeutung der Wanderhirten beginnt. Der Esel ist dann aber wahrscheinlich weiterhin durch sein Beispiel die Veranlassung zur Zähmung des ersten, für den Krieg wirklich brauchbaren Reittieres geworden, des ersten Reitkamels, des Dromedars.

Wie so vieles in den Anfängen noch dunkel ist, ist auch die Stelle unbekannt, wo diese geschichtlich so bedeutungsvolle Zähmung erfolgt ist. Es muß ein örtlich beschränktes Gebiet gewesen sein und es ist nicht recht wahrscheinlich, daß damals schon die zweite Form unseres Haustieres, das nord- und ostasiatische zweibuckelige Kamel, gezähmt und Haustier geworden war. Sonst hätte nicht der Bestand des Dromedars mit nur einem Buckel in Nordasien sich so scharf von dem zweibuckeligen Kamel im anderen Gebiete absondern können; es wären zu leicht Kreuzungen beider Formen dazwischen gekommen.

Das Dromedar ist nämlich nur eine, durch Verwachsung der beiden Höcker gebildete Form des zweihöckerigen Kamels, und diese Form kann sich zuerst doch wohl nur in einem kleinen Bestande so entscheidend durchgesetzt haben.

Begann nun die erste geschichtliche Entwicklung eines Hirtenvolkes wirklich erst mit dem Kamel? Oder erfolgte der Aufschwung eines Hirtenfürsten zum Herrn der Ackerbauer wirklich schon mit dem bescheidenen Esel und noch ehe das Kamel einen Beduinen auf seinem Rücken trug? Bei der bedauerlichen Gleichgültigkeit, mit der die meisten Keilschriftkundigen allen Realien gegenüber stehen, ist einstweilen noch nichts darüber zu sagen. Allerdings wird es ja wohl markant sein, daß Gudea, der ja nicht als ein Semit angesehen wird, von der Gottheit feierlich angeredet wird: „Der Esel bist du"; und daß er auch einen Esel im Tempel hat, der den Götterwagen zieht. Das Kamel ist zu solcher Stellung und zu einer Aufnahme in den Gottesdienst der Ackerbauer jedenfalls nicht mehr gekommen.

Aber ob nun das Kamel sich dem Esel erst von weitem anschließt und ob auch nur mit dem Esel als Transporttier schon Nomaden als Fußkämpfer waffentüchtig genug waren, um sich die Ackerbauer zu unterwerfen, hier erfolgte zum erstenmal, was sich an unendlich vielen Stellen und bis auf den heutigen Tag noch immer wiederholt hat, die Unterwerfung der ruhebedürftigen und seßhaften Ackerbauer unter die ruhelosen, hungrigen und kriegerischen Wanderhirten. Und diese Rolle

mußte sich mit dem Besitz eines Reittieres wesentlich steigern. Die historische Bedeutung der Wanderhirten liegt aber nicht etwa in der Zerstörung der Felder und Dörfer und in der steten Beunruhigung des festbesiedelten Ackerlandes. Auch darin ist ja freilich ihre Bedeutung leider unendlich groß, und gerade in Babylonien haben ja eine unfähige Verwaltung, die unruhigen Beduinen in Wüste und Steppe und die räuberischen und streitsüchtigen Kurden aus dem Gebirge zusammen dahin gewirkt, daß wir mit der Kultivierung dieser ältesten Gebiete unserer Kultur eigentlich ganz von vorne wieder anfangen müssen!

Die große geschichtliche Rolle der Hirtenvölker beruht vielmehr zugleich auch darauf, daß unter ihren Führern sich häufiger ausgezeichnete Herrschertalente finden, daß sie daher als Einzelherrscher und als Dynastien recht häufig große Reiche der Ackerbauer unter ihr Szepter bringen und sie dann mit Ruhm und Glanz regieren können. So ist es in Babylonien schon in der ältesten geschichtlichen Zeit gewesen. Hammurabi ist der Vertreter einer Hirtendynastie, und selbst der späte Nebukadnezar nennt sich noch am Ausgange der babylonischen Geschichte mit Stolz nach dem alten Muster einen Völkerhirten.

Sehr charakteristisch ist nun, daß diese Art Betätigung der Hirten durch lange Jahrtausende auf Arabien und die syrische Platte eingeschränkt war, soweit es die Hirtenvölker betrifft, die sich des Dromedars bedienten. Erst Mohammed und seine religiöse Bewegung führten hier einen Ausbruch der Hirtenvölker in größerem Stil herbei, der ja dann allerdings im Islam eine der größten geschichtlichen Taten hinterließ!

Mittlerweile aber hatten anderswo schon lange Reitervölker nach einer anderen Himmelsrichtung und mit einem anderen noch wichtigeren Reittier eingesetzt, mit dem Pferd. Das Pferd trifft von Osten her in Mesopotamien mit dem Esel zusammen, nachdem es im babylonischen Gebiet noch lange der Esel des Ostens genannt wurde. Dagegen tritt es in diesem Gebiete zuerst — eine Tatsache, die man noch nicht recht erkannt hat — nur als Zugtier am Wagen auf, und zwar am Kriegswagen. Wagen sind aber keine Geräte für asiatische Hirtenvölker. Die Völker, von denen die Pferdezucht übernommen wurde, werden wohl ursprünglich den Tieren damals schon näher gestanden haben und waren wohl auch schon Reitervölker. Aber über die Existenz und die Wirksamkeit solcher alten vorgeschichtlichen Reitervölker

zu sprechen, ist hier nicht Ort und Zeit. Hier sei nur darauf hingewiesen, daß jedenfalls jene Wanderhirten Pferde ritten, die nun für die vorderasiatisch-griechische Welt allmählich in den Steppen von Turan und Osteuropa sichtbar werden. So viel wir von ihrer Roheit und Grausamkeit auch hören und von der Wildheit ihres Lebens, klar sehen wir den ersten großen Ausbruch eines Reitervolkes aus diesen Gebieten doch jedenfalls erst mit der Völkerwanderung, durch den Vorstoß der Hunnen, und ihnen sind dann in den Jazygen, Alanen, Avaren, Kumanen, Ungarn und Bulgaren und wie sie sonst heißen, Völkerwellen genug gefolgt, die auch bis nach Europa hinein ihre Wirksamkeit getragen haben. Mitten in das Eindringen türkischer Nomadenstämme in die vorderasiatische Welt der friedfertigen Ackerbauer stürmen dann später ja die beiden fürchterlich verheerenden, aber schnell vorübergehenden Ausbrüche der Mongolen. Dann aber zeigt sich auch hier in Dschengis-khan und Timur das eigentümliche Talent der Nomaden zum Herrschen, ja späte Enkel Timurs bewahren es, die in Nordindien dann noch einmal ein großes Reich gegründet haben.

Jedenfalls scheint es das Verhängnis des Orients zu sein, daß er die Vorherrschaft der Nomaden nicht los werden kann; die Türkei und Persien, die beiden letzten einigermaßen unabhängigen Großstaaten des Islam stehen beide noch unter Nachkömmlingen solcher Nomadenfürsten. Leider schwächt sich aber das Herrschertalent der Hirtenvölker in den nächsten Generationen oft nur allzu schnell ab.

Da sich aber Europa jetzt der wirtschaftlichen Hebung des Orients annimmt und zur Neukultur natürlich erst einmal Ruhe im Lande schaffen muß, so wird es dabei kaum um die alten Verfahrungsweisen herumkommen, die sich so oft und manchmal so ausgezeichnet bewährt haben. Um den Angriffen der Nomaden zu wehren und um den Ackerbauern auch nur die Möglichkeit einer Fortsetzung ihres Daseins und die Möglichkeit, höhere Erträge zu gewinnen und höhere Steuern zu bezahlen, zu geben, muß man vor allem eine wirksame Polizeitruppe haben. Die läßt sich ja auch aus den Ackerbauern schaffen, aber doch erst nach jahrelanger Ausbildung. Viel einfacher und billiger wird es sein, besonders kriegstüchtige Nomaden in Sold zu nehmen und die ehemaligen Räuber als Stützen der Ordnung zu verwenden. Aber bei dem Regierungstalent der Nomadenfürsten wird es

vielleicht noch einfacher sein, einen Beduinenhäuptling, der geeignet ist, als Verwalter oder auch nur als Befehlshaber der Polizeitruppe einzusetzen.

Mit der politischen Tätigkeit der Nomadenfürsten ist aber keineswegs die geschichtliche Bedeutung der Wanderhirten erfüllt; es kommt vielmehr die große Rolle hinzu, die sie im Handel spielen. Wir haben ja allerdings, auch wenn die asiatische Herkunft des Nephrits jetzt nicht mehr angenommen wird, doch unwiderlegliche Beweise eines Handels, der schon in sehr alter Zeit sich ausgebildet hatte und sehr primitive und unzugängliche Völker nicht ausließ. Aber der geschichtliche Beruf der Wanderhirten drängte sie eben (das liegt ja in den Grundbedingungen ihrer Wirtschaft) zum Austausch eines Teiles ihrer Herden oder auch nur ihrer Erzeugnisse gegen die Bedürfnisse des täglichen Lebens, vor allem gegen Pflanzenkost.

Und wie ihre Herden sie zum Wandern zwingen, so gewähren sie ihnen ja oft auch die Möglichkeit, zu verschiedenen Zeiten entweder verschiedene Märkte aufzusuchen oder sie geben ihnen doch Berührungspunkte mit anderen Hirten, die sonst auf andere Märkte angewiesen sind. Und ihre Tiere haben ja nicht nur den großen Vorteil, daß sie sich selbst zu Markte bringen, sondern sie können daneben als Lasttiere auch noch wichtige Artikel und oft in größerer Menge und über weite Gebiete tragen. Bei Ziege und Schaf ist das nur gelegentlich verwendet, aber Esel, Kamel und Pferd haben ja große Bedeutung auch als Lasttiere.

Ich habe schon an anderer Stelle auf die große Rolle Yemens hingewiesen, durch das das Gold und vor allem der Weihrauch, das wichtigste Erzeugnis seines Bodens, in den Welthandel gelangten. Obgleich die Ägypter schon in sehr alter Zeit Seehandel hatten, dürfen wir doch wohl auch die Verbreitung dieses Produktes, namentlich aber auch die Einführung des afrikanischen Elfenbeins, dem Landhandel mit Karawanen, also dem Einfluß der arabischen Wanderhirten zuschreiben. Und jedenfalls werden sie schon in älterer Zeit (die archäologische Aufhellung des Orients wird uns mehr und mehr davon überzeugen!) nicht nur für die Vermittlung der Güter des Handels eine große Rolle gespielt haben, sondern sie werden auch von allergrößter Bedeutung für die Entwicklung des Verkehrs und der Kenntnis unserer Welt und für die Vermittlung der geistigen Fühlung

und des geistigen Austausches gewesen sein. Ist doch aus diesen Gebieten einst einmal für den Handelsverkehr die geschichtlich so weitreichende Einführung des Weihrauchs erfolgt!

Darauf wird sich immer ihre Bedeutung gründen, auch wenn wir im schweifenden Hirten nicht mehr den Übergang vom rohen Jäger zum ansässigen Kulturmenschen sehen können und auch, wenn wir nicht mehr den Monotheismus auf das Gefühl der nächtlich in der einsamen Wüste schweifenden Kamelhirten zurückführen.

Europa verwaltet jetzt zu einem großen Teil den geschichtlichen und geistigen Urbesitz Asiens. Nun haben uns die Wanderhirten Arabiens die große Frage der Einbeziehung des Islam, der großen, einst auf die religiöse Begeisterung und das Herrschergeschick der Wanderhirten gegründeten Religion, hinterlassen. Wird Europa in unserer Kulturwelt und in unserem Herrscherbereich sich dieser Weltfrage gegenüber bewähren? Das ist eine jener großen Fragen, die die nächste Zukunft lösen soll und vor denen wir, wie ich fürchte, im allgemeinen doch mit herzlich geringem Verständnis stehen.

Ausblick.

Industrie und Bodenwirtschaft.

Welchen Weg wird nun die Entwicklung der Bodenkultur bei uns und in den Außengebieten in der nächsten Zeit einschlagen?[1] Nun, es wird nicht außerordentlich schwer sein, die doch immerhin recht wichtigen Grundlinien dafür, soweit das menschliche Voraussicht überhaupt vermag, festzulegen.

Meine ganze Untersuchung hat ja die Tendenz, der Auffassung der modernen Forschung gemäß festzustellen, daß die Pflugkultur nicht, wie man bisher meinte, das naturgemäße Ergebnis einer einfach aufsteigenden Entwicklung sei, daß sie vielmehr eine sehr eigenartige, aus einer Anzahl ursprünglich sehr verschiedener Bestandteile zusammengewachsene und einst (von Missionaren?) weit über die Welt getragene Wirtschaftsform mit religiösem Nimbus darstellt.

[1] Ich darf wohl hier den Schluß der Vorbemerkung wiederholen, daß ich bei der Unsicherheit der Entwicklung unserer Verhältnisse noch keine Änderung vornehmen wollte!

Aber einerlei, wie sie historisch aufzufassen ist, jetzt haben wir uns jedenfalls damit abzufinden, daß sie auch für unsere Zeit und für unser Volk feste Bedürfnisse entwickelt hat, die uns als gegeben erscheinen, und daß wir deshalb für unsere Massenbevölkerung Brot und Fleisch, Milch und Eier nun einmal unter allen Umständen beschaffen müssen, weil sie ihrer bedürfen!

Nun hat ja in den letzten Jahrzehnten die Bevölkerung Europas (freilich nicht nur die Europas) außerordentlich zugenommen, und derselbe Boden, der früher nur allzu oft seine viel schwächere Bevölkerung durch Mißernten zu Hungersnöten verdammte, trägt jetzt außerordentlich viel mehr Millionen, die bei uns freilich ihre Ernährung nun meist nicht mehr unmittelbar von ihm beziehen, die vielmehr zumeist durch die Industrie mit Import und Export ihren Unterhalt erwarten.

Bis dahin hatte nun unsere Landwirtschaft mit Getreidebau und Viehzucht für uns in Deutschland diese Aufgabe im großen und ganzen einigermaßen gelöst, obgleich ihre Aufgabe in der neuesten Zeit auch noch durch einen sehr ansehnlichen Export, z. B. von Bier und von Kartoffelspiritus, ganz besonders aber durch die umfangreiche Erzeugung und Ausfuhr von Rübenzucker recht erschwert war. Die letzte Industrie hat ja von Deutschland aus seit einigen Jahrzehnten den Weltmarkt auf das Empfindlichste beeinflußt und neben vielem anderem Unheil im Westen und im Osten der Welt es z. B. auch fertig gebracht, daß die alteingesessenen Zuckerplantagen am Flusse Rimac zwischen Lima und Callao am Stillen Ozean durch die Konkurrenz des Magdeburger Zuckers heutzutage völlig stille stehen, trotz des höheren Wertes des Rohrzuckers gegenüber dem Surrogat des Rübenzuckers.

Im allgemeinen wird man aber doch wohl in Deutschland allmählich gelernt haben, die Schutzzollpolitik als einen Vorteil anzusehen, die, durch wohlwollende und weitblickende Männer aus Industrie und Landwirtschaft und aus der Staatsverwaltung vorsichtig in fahrbare Wege geleitet, uns vor einer Agrarkrisis, die außerordentlich nahe lag, einigermaßen behütet hatte.

Bekanntlich war in letzter Zeit die Landwirtschaft in England zumeist ein außerordentlich kostspieliges Vergnügen ganz großer oder vielmehr sehr reicher Leute geworden, die ihre Zinsen hier höchst vornehm los werden! Und wenn das nun endlich zu-

gunsten einer intensiven Kleinwirtschaft geändert werden soll, so ist die wirtschaftliche Grundlage im England des Freihandels doch noch sehr viel schwieriger neu zu beschaffen, wie es bei uns war, sie zu erhalten.

Bei uns war glücklicherweise die einfache Erkenntnis noch genügend verbreitet, daß der Boden die gegebene Grundlage des Staates und des Volkes ist und daß es eine dem Kulturvolk notwendige Beschäftigung ist, diesem Boden durch schwere, aber gesunde Arbeit einen Hauptteil des Unterhalts für das Gesamtvolk abzugewinnen.

Die Industrie hat ja, soweit sie sich mit der Verarbeitung mineralischer Rohstoffe beschäftigt, den großen Nachteil gegen sich, daß sie ihren Arbeitern in den Bergwerken, in den Hütten und Fabriken nur allzu oft eine recht wenig gesunde Beschäftigung gewährt. Häufig, so in den Kohlenbergwerken, ist diese Beschäftigung zwar recht hoch bezahlt, dafür aber auch für den Einzelnen wie für die Gesamtheit oft recht gefährlich. Daneben hat diese Industrie ja auch den Nachteil, daß sie, wie ich das vor Jahren schon festgestellt habe, nicht in demselben Sinne produziert, wie wir von einer pflanzlichen und tierischen Produktion reden. Sie bringt nichts hervor, wie wir das ja mit Recht von den Erzeugnissen der organischen Welt sagen, sie bringt vielmehr nur etwas aus dem Boden heraus, was nicht nachwächst! Ich habe daher vor langen Jahren für diese Wirtschaftsform im Gegensatz zur Produktion des Bodens die Eduktion als Fachausdruck aufgestellt.

Eine gesunde Wirtschaft kann natürlich auch diese Schätze der Unterwelt nicht unbenutzt liegen lassen, aber der uneingeschränkte Individualismus einer hemmungslosen Konkurrenz im Wirtschaftsleben, wie sie sich hier und da auch bei uns im letzten Jahrhundert entwickelt hatte, muß von allen Einsichtigen und Weiterblickenden im Interesse der Gesamtheit und der Zukunft aufs schärfste bekämpft werden und nicht etwa bloß in der Theorie, sondern direkt im Wirtschaftsleben, weil die Werte, die dieser Individualismus um jeden Preis „schafft", wie er es nennt, nur allzu häufig in gar keinem Verhältnis zu den Werten stehen, die er seines kleinen, augenblicklichen Vorteils wegen rücksichtslos und für immer vernichtet!

Ich brauche hier nicht auf diese im ganzen ja ferner liegenden Dinge einzugehen. Jetzt hat sich in dieser Beziehung das natio-

nale Gewissen ziemlich geschärft, wenn auch immer noch Indolenz genug zurückgeblieben ist, die von höheren Zielen nichts wissen will und einfach meint: „Wenn ich nur meinen Vorteil finde, was gehen mich die anderen Leute an!"

Gegen diese Ausschreitungen des Individualismus und der wirtschaftlichen Indolenz muß sich natürlich der moderne Staat mit seinen großen nationalen Zielen aufs kräftigste wehren, und da wir mit dem veralteten Prinzip „laissez faire, laissez aller" einmal gründlich gebrochen haben, so wird zu den wirtschaftlichen Aufgaben eines modernen Staates auch ein weitsichtiges wirtschaftliches Programm für die Bodenproduktion gehören, bei dem manche Forderungen zunächst noch unerfüllt und vielleicht zunächst auch unerfüllbar bleiben können. Aber die Zukunft wird dergleichen Forderungen wahrscheinlich im nationalen Sinne stärker betonen, wie wir das im vergangenen Jahrhundert zu tun gewohnt waren.

Wenn es sich z. B. um die Frage handelt: Können wir den Getreidebau in Deutschland unserer Bevölkerungszunahme gemäß steigern, so daß wir von dem jetzt notwendigen Getreideimport absehen können und läßt sich zugleich die Milch- und die Fleischproduktion ebenfalls entsprechend steigern, so lautet die Antwort darauf nicht beide Male gleich, wenn auch im allgemeinen bejahend. Was den Getreidebau angeht, so lassen sich eben doch im großen und ganzen die Getreideerträge durch die Fortschritte in der Saatzucht dermaßen steigern, daß wir Aussicht haben, den Bevölkerungszuwachs der nächsten Generation, der übrigens wohl nicht mehr ganz so groß sein wird wie bisher, ohne weitere Schwierigkeiten zu befriedigen.

Wir werden allerdings dabei im nationalen Interesse das böse Problem der Wanderarbeiter mehr und mehr in dem Sinne lösen müssen, daß wir diese fremden Elemente durch eine vernünftigere Verwendung einheimischer Arbeiter ersetzen. Ja, da zu gleicher Zeit, besonders auch durch das Eindringen der wissenschaftlichen Methoden und durch Züchtung einträglicherer Rassen die Konkurrenzfähigkeit des tropischen Zuckerrohrs sich unserem Rübenzucker gegenüber wieder stark erhöht hat, sicher sich aber noch erhöhen wird, so werden wir uns mit allem Ernst die Frage vorlegen müssen, ob wir unsere Rübenwirtschaft, die so stark mit dem Verbrauch von Wanderarbeitern zusammenhängt und deren Wichtigkeit und Einträglichkeit für unseren

Großbetrieb mit der Zeit dauernd sinken wird, noch im bisherigen Umfang aufrecht erhalten wollen. Wenn wir erst eine Wehrsteuer im alten Sinne bekommen, werden wir ja auch bald eine Steuer einsetzen, die Arbeiter fremden Stammes bei uns, auch wenn sie nur einige Wochen Monatslohn herausholen, doch dafür bezahlen müssen, vielleicht müssen wir dann auch der Gedankenlosigkeit, mit der entgegen allen nationalen Zielen viele Betriebe nur ihrer eigenen Bequemlichkeit wegen Wander- und Saisonarbeiter verwenden, zu denen jede nähere Beziehung fehlt, auch bei den Landwirten, durch eine ähnliche Steuer auf die Beschäftigung fremder Arbeiter wehren.

Ich glaube freilich, man hat immer noch nicht genügend beachtet, daß die allgemeine Wehrpflicht naturgemäß eine solche Art von Ermäßigung der Lasten für den körperlich-kräftigen, militärtüchtigen Mann verlangt.

Der Staat, d. h. die Allgemeinheit schuldet ihm doch eine gewisse Entschädigung für die Pflicht, die dem Wehrmann die Erhaltung seiner Gesundheit und seiner Wehrfähigkeit für die Allgemeinheit auferlegt, und darum hat auch der Staat gewiß einfach den Beruf und die Pflicht, gegen die Nachteile etwas zu tun, die der kräftige Wehrpflichtige unstreitig durch diese Leistung sozial auf sich nimmt, zumal sie dem körperlich untüchtigen und schwachen, also auch dem Staate gegenüber weniger wünschenswerten Mann unleugbar doch einmal einen großen sozialen Vorsprung zu geben vermögen. Sind doch gerade die Jahre, in denen der kräftige Mann bei uns dient, sehr oft die entscheidenden für einen Beruf und für die künftige Lebensstellung überhaupt. Hier fehlt es noch sehr an Verständnis, es ist gelegentlich sogar vorgekommen, daß eine Stadtverwaltung es vorzog, militärfreie Beamte zu nehmen, etwas, was durchaus gegen die guten Sitten, d. h. in diesem Falle auch gegen Zweck und Ziel des nationalen Staates verstößt. Jedenfalls wird auch der Staat selbst in Zukunft seine Wehrpflichtigen entschädigen müssen, wenn er zu Eisenbahnbauten, Brücken, Straßen u. dgl. aus Gründen, die zum großen Teil nur in der Bequemlichkeit der Unternehmer liegen, ausländische Arbeiter in großem Umfange hereinließe. Doch das nur nebenbei!

Auch sonst liegt aber beim Großgrundbesitz, bei einer größeren Intensität und Ausdehnung des Betriebes die große Gefahr vor, daß die Arbeitsleistung der Maschinen immer stärker

herangezogen wird — mähen wir doch jetzt nicht nur Getreide, sondern auch Gras mit Mähmaschinen und pflügen wir jetzt doch vielfach schon mit Motoren und nicht einmal mehr mit Pferden — und daß dafür die Zahl der verwendeten Menschen, die im Betriebe stehen und deren Nachkommen in gesicherten und gesunden Verhältnissen auf dem Lande heranwachsen, andauernd sinkt und weiter sinken wird. Hier muß also mit allen Kräften Abhilfe geschaffen werden. Eine grundbesitzende Aristokratie allein, ohne die notwendige Ergänzung durch eine starke Schicht ansässiger Landarbeiterbevölkerung, erfüllt — sie mag an Leistungen noch so hervorragend sein — doch ihren Zweck nicht mehr, wenn auf einem großen Stück des nationalen Bodens ihretwegen und wegen der Steigerung ihrer persönlichen Einkünfte durch den gesteigerten Ertrag des Gutes nur noch Maschinen und fremdländische Wanderarbeiter zur Verwendung kommen, ganz besonders natürlich nicht, wenn der Zucker und der Spiritus des besseren Absatzes wegen gar noch gleich ins Ausland schwimmt.

Nun sind wir in Deutschland wahrscheinlich mehr, wie das in der Öffentlichkeit gerade zum Ausdruck kommt, von der Überzeugung durchdrungen, daß eine tüchtige Rasse im ganzen mehr dauernde Leistungen und mehr Erfolge verspricht, wie das noch so begabte Einzelindividuum aus der Masse, für das freilich neuerlich die Tagesmeinung so sehr schwärmte. Aber nur um eine Anzahl tüchtiger Generäle, Oberpräsidenten u. dgl. zu bekommen, braucht man doch schließlich nicht ganze Provinzen zugunsten des Großbetriebes und eines ausgedehnten Getreidebaues zu entvölkern. Diese Aristokratie wird sich auch auf anderem Wege erhalten lassen, es wird daher im ganzen im Interesse des nationalen Staates an eine Art des Grundbesitzes zu denken sein, die nicht etwa allen Großgrundbesitz abschafft, die aber immerhin den Kleinbesitz und die Kleinsiedelung im Auge behält, zugleich aber unserer Grundaristokratie den wichtigen ständigen Landaufenthalt und eine gewisse Sicherheit der materiellen Lage für Generationen gewährt.[1]

Wir haben uns bei dem Fortschreiten des Individualismus als bestimmendes Prinzip der Wirtschaft und des ganzen Lebens

[1] Durch den Antrag Dr. Engelbrecht im Abgeordnetenhause ist jetzt eine Bewegung großen Stils eingeleitet. (S. dazu Verhandlungen des Landes-Ökonomie-Kollegiums am 12. Febr. 1912, Referat v. Prof. Sering über „Politik der Grundbesitzverteilung in den großen Reichen". Berlin 1912.)

viel zu sehr daran gewöhnt, die Ziele und Zwecke des Einzelwesens in den Vordergrund zu schieben und den notwendigen Gedanken der Geschlechterfolge zu sehr zurücktreten zu lassen. Der Dichter Coleridge war ja ganz gewiß kein Mann des praktischen Lebens, aber er hat doch mit dem scharfen Blick des Sehers erkannt, daß ein Teil der schweren Schäden und Mißerfolge, die das neunzehnte Jahrhundert uns brachte und noch mehr unseren Nachkommen bringen wird, darin begründet waren, daß man auch den Grundbesitz nur noch als Kapital einschätzte und die sozialen Lasten, die er bis dahin vielfach stillschweigend als Gewohnheitspflicht getragen hatte, jetzt als Standesvorurteil einfach beiseite schob und nun auch diesen Besitz nur mehr als eine nur etwas mehr gesicherte und gelegentlich auch etwas länger dauernde Kapitalanlage gelten lassen wollte. Mobiler Besitz — das ist auch die Erfahrung der vergangenen Jahrhunderte — dauert nicht durch Generationen, und die wenigen Ausnahmen verschlechtern die Aussicht für die Gesamtheit noch mehr, denn in den Städten scheint sich eine dauernde Bevölkerung aus sich heraus überhaupt gar nicht erhalten zu können. Das ist schon heute erkannt, aber die uns nachfolgende Zeit wird das noch besser wissen wie wir.

Das heutige Anschwellen der Großstädte und auch ihre hohe Geburtenziffer beruhte ja nur darauf, daß jetzt die Landbevölkerung zu einem großen Teil in die Städte gezogen war und nun zunächst und für eine Weile noch durch ihre direkten Nachkommen die Geburtenziffer auf der Höhe hielt oder hält.

Das soll nun nicht etwa heißen, als sähe ich auf dem Lande überhaupt nur Licht- und in der Stadt nur Schattenseiten. Aber im allgemeinen liegen doch die Vorteile auf der Seite des Landes, die Nachteile bei der Stadt, namentlich für die Nachkommen. Die unleugbar vorhandenen Mißstände auf dem Lande haben hier ja auch eine große ideale Bewegung hervorgerufen, an der die besten Kräfte unserer Verwaltung, unseres Besitzes und unserer Intelligenz teilnehmen. Das ist der Verein für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege. Es ist leider nicht zu verkennen, daß es trotz vereinzelter außerordentlicher Leistungen in den Großstädten und in der Industrie an einer derartig großzügigen und durchgängigen Bewegung immer noch fehlt und es ist leider auch nicht zu verkennen, daß gegenüber früheren Jahrzehnten — ich denke z. B. an die große Feier Deutschlands bei Schillers

hundertjährigem Geburtstag — gerade das städtische Bürgertum, die Klassen, deren Besitz ihnen Bildung und auch die Mittel zur Pflege der idealen Bestrebungen gewährt oder doch so leicht gewähren könnte, dieser Bewegung gegenüber und leider ganz besonders auch gegenüber dem Bildungshunger der besseren Schichten unserer Arbeiterklasse zunächst bedauerlich im Rückstand bleibt.

Kritik allein genügt aber nicht, sie kann ja doch nichts schaffen, auch wenn sie noch so geistreich und eindringend ist, dazu gehören positive Kräfte und deutliche Ziele. Auch daran fehlt es uns sicher keineswegs, und eines der schlimmsten und vor kurzer Zeit noch eines der hoffnungslosesten Gebiete, die großstädtische Wohnungsnot, mag uns das beweisen.

Die Verschiebung, die manche Beobachter jetzt schon deutlich zwischen Stadt und Land zu sehen glauben, eine neu einsetzende Flucht aus der Großstadt und aus dem großstädtischen Leben heraus aufs Land — also im Gegensatz zur ehemaligen Landflucht nun eine Stadtflucht — verdient jedenfalls im allerhöchsten Maße die Aufmerksamkeit aller derer, die am Wohlergehen unseres Volkes interessiert sind, also auch der Behörden und alles, was einen Teil der hier überschüssigen Bevölkerung aus der Großstadt und aus der Industriestadt heraus und aufs Land wieder in einigermaßen erträgliche und einträgliche Verhältnisse zurückbringt, verdient die lebhafteste Förderung!

Allerdings haben wir ja, Gott sei Dank, die Möglichkeit, die Schäden, wie sie die Industrie in früheren Jahrzehnten unleugbar mit sich brachte und wie sie die typische Fabrikstadt der sechziger Jahre in England — sagen wir einmal Coketown in Dickens's Hard Times — zeigte, in großem Umfange zu beseitigen. Die Fortschritte in der besseren Verwertung der Kohle sowohl wie der anderen Edukte der Hüttenindustrie — ich erinnere an die Verwendung der Generatorgase in den Kraftmaschinen u. dgl. — die stärkere Verwendung von Elektrizität besonders, erlauben uns, moderne Fabrikstädte viel reinlicher und viel heller und luftiger zu gestalten, wie man das (ich nenne Eupen!) je gedacht hätte. Die Elektrizität erlaubt uns auch, die Arbeitermassen viel schneller und viel weiter fortzuschaffen und ihre Wohnungen von den Arbeitsstellen in der Industriegegend mit allen ihren Nachteilen viel gründlicher zu trennen, wie uns das noch vor wenig Jahren denkbar erschienen war. Aber wir bedürfen hier eines einschneidenden und klugen Programmes, denn der Erfüllung

eines solchen Ideals stellen sich unleugbar durch die ehemalige, leider oft sehr wenig weitsichtige, vielmehr oft recht engherzige und beschränkte Bodenpolitik des Unternehmertums ungeheure Verluste am Wert des jetzt noch bebauten und bewohnten städtischen Bodens mit seinen Mietskasernen, mit der allzu engen Bebauung und dem im Verhältnis zu seinem Wohnraum ungeheuerlich in die Höhe geschrobenen Wert in unseren Großstädten entgegen. Eine vernünftige Leitung durch sachverständige Männer mit klaren Zielen und starker Hand wird hier außerordentlich viel Segen schaffen und kleinen und großen Katastrophen vorbeugen können, die sonst bei dem unverkennbaren Umschwung, d. h. der Abwanderung der ehemals großstädtischen Bevölkerung, sicher eintreten müßten.

Der moderne Verkehr erlaubt nun freilich — wir haben an England dafür ein großartiges Beispiel — große Massen zusammenzuhäufen und sie mit Getreide aus Nordamerika, Indien und Rußland, mit Reis aus Birma und Siam, mit Fleisch aus Argentinien und Australien, mit Milch aus Dänemark und mit Eiern aus Marokko und Galizien, mit Lachs aus Alaska und Heilbutt aus Grönland, mit Obst aus Kalifornien und Butter aus Sibirien zu ernähren. Aber es fragt sich doch mehr und mehr, ob ein solches zu kompliziertes Versorgungssystem sich halten kann und ob es nicht schließlich zu teuer arbeitet und, wie in England namentlich, nationalen Zielen gegenüber versagt. Auch wir in Deutschland importieren ja einen großen Teil unseres Verbrauches, und wir müssen das alles ja auch bezahlen, zumeist mit den Produkten unserer Industrie, die unsere Arbeiter dabei beschäftigt.

Das moderne England zeigt, wie gesagt, diese Wirtschaft auf der Höhe. Aber lassen sich nicht sehr viel einfachere Verhältnisse denken als eine so außerordentlich komplizierte Wirtschaft, die jedenfalls bei jeder Weltkatastrophe, aber auch bei jedem etwas größeren Streik außerordentlich ins Schwanken und ins Stocken gerät und geraten muß?

Auf der anderen Seite hat die Industrie unleugbar die Tendenz zu einer Überproduktion, und die Neubildungen, die die Industrie beherrschen: Kartelle, Trusts usw. haben ja die bemerkenswerte Richtung, die Folgen dieser Überproduktion, wirtschaftliche Krisen einerseits, Unterbietungen andererseits möglichst zu verhindern. Nun sind aber Männer, die nicht nur sachverständig sind, sondern

auch höhere Ideale hegen, der Ansicht, daß wir hier noch wieder zu weit einfacheren und verständigeren Zuständen kommen können, wie wir sie jetzt haben, wenn wir in noch viel größerem Maßstabe einen Ausgleich zwischen den jetzt zu großen Gegensätzen: Industrie und Landwirtschaft anstreben und herbeiführen. Einmal gewährt uns die Möglichkeit, die Industriearbeiterschaft durch die Elektrizität weit aufs Land hinaus zu verteilen, die Aussicht, daß wir in Zukunft an Stelle der schrecklichen Mietskasernen unserer Industriestädte mit ihrem Mangel an Licht, Luft und Behaglichkeit auch für den Arbeiter und für seine Kinder die Gartenstadt stellen können, d. h. Einzelwohnungen, die von Gärtchen umgeben werden.

Es ist ja unbedingt anzuerkennen, daß auch schon die Laubenkolonien unter den heutigen Umständen einen großen Fortschritt für die arbeitenden Schichten der Bevölkerung der Großstadt bedeuten. Wir werden aber dabei bedenken müssen, daß unter den heutigen Verhältnissen des Grundbesitzes in der Nähe unserer Großstädte nur unter sehr günstigen Umständen die Gewähr für eine einigermaßen genügende Dauer einer solchen Laubenkolonie vorhanden ist.

Leipzig, das durch die Flutverhältnisse seiner freilich ja sonst recht kleinen Flüsse besonders begünstigt ist, hat in seinen Schrebergärten und Schrebervereinen etwas ganz Vorzügliches, ja Mustergültiges schaffen können, denn hier haben wir auch ein soziales Band um die Glieder der Siedelungsgenossenschaft; nur ist meist die soziale Schicht der Teilnehmer weniger, wie es ursprünglich gedacht war, gerade auf Arbeiter eingepaßt. Hoffentlich geben Änderungen im Besitzstand und Besitzrecht in der nächsten Zeit Gelegenheit, diese und ähnliche Einrichtungen auch an anderen Orten zu schaffen, die vorhandenen auszudehnen und ihnen die so wünschenswerte Dauer zu sichern.

Im allgemeinen aber werden wir uns auch bei der Art der industriellen Beschäftigung, z. B. in Bergwerken und in Hütten, im Interesse der Entwicklung eines doch recht wesentlichen Teiles unseres Volkes diese Beschäftigung sehr scharf daraufhin ansehen müssen, ob wir sie nicht für unsere arbeitende Bevölkerung unschädlicher und gesundheitlich günstiger ausgestalten können, und ob wir nicht auch die Arbeitszeit besser einteilen können und sicher ließe sich doch denken, daß es diesen Arbeitern eine Erleichterung wäre, wenn sie, statt Tag für Tag zum Teil sogar noch

mit oft recht ungünstigen Schichtzeiten unter der Erde oder vor dem Höllenfeuer der Hütte zu arbeiten, auch einmal für so und so viel Tage in ihrem eigenen Garten oder für eine oder einige Wochen oder Sommermonate Feldarbeit verrichten könnten. Es wäre recht gut möglich, daß in der Landwirtschaft durch einen solchen Ersatz der sog. Saisonarbeiter aus fremden Nationen durch unsere eigenen Fabrikarbeiter dieser Teil unseres Volkes wieder Fühlung mit dem deutschen Mutterboden gewinnen und einen guten Teil der Unfriedenheit mit dem Lose, das ihnen zufiel, verlieren könnte.

Wir alle wissen ja doch, daß der Lohn gerade dieser Arbeiter schon lange ungewöhnlich hoch ist, für ihr soziales Gedeihen oft allzu hoch, daß dagegen die Art ihrer Arbeit große Gesundheitsstörungen mit sich führen kann und die Arbeitsverhältnisse in Schacht und Hütte ungewöhnlich unbehaglich sein können, um diesmal ganz von den oft so traurigen Wohnverhältnissen in unseren Bergwerksbezirken abzusehen.

Trotzdem fehlt ihnen allen fast alles, was das Leben schmückt und ihm Wert gibt. Wer weiß, ob nicht eine Einschränkung der jährlichen Arbeitszeit für den Einzelnen, die dann zu einer Arbeit auf eigenem Grunde dienen könnte, das Behagen in das Leben dieser so nützlichen und für unsere Industrie unentbehrlichen Klasse unseres Volkes zurückbringen könnte.

Natürlich müßte das so eingerichtet werden, daß die Werke und die Fabriken keine plötzliche Störung erleiden, wenn ihnen die guten Arbeitskräfte für eine Weile genommen werden. Es ist aber ganz gut denkbar, daß gerade unsere größten Industriewerke sich ohne erhebliche Schwierigkeiten auf eine derartige Sommerpause einrichten könnten, durch die auch ihrer Überproduktion auf das nützlichste gewehrt wäre.

Die daneben wünschenswerte Kleinsiedelung unserer Industriearbeiter würde sich also mit einem Kleinlandbesitz verbinden, den sie als Gemüsegarten benutzen müßten; damit würde freilich auch eine neue Form des Besitzes aufkommen müssen, und zwar wäre das wohl ein Besitz *genossenschaftlicher* Art. Die Verhältnisse haben sich bei uns so eigenartig entwickelt, daß das eigene Haus und der eigene Boden, der doch für so lange Zeit und für so viele auch in den heutigen Verhältnissen noch das höchste Ideal darstellt und darstellen sollte, für den einzelnen Arbeiter und seine Angehörigen vielfach zu einer lästigen Fessel

werden kann. Wenn der Vater ein Häuschen mit Garten für sich und seine Kinder erwirbt, so hat er ja überflüssig Platz, sobald die Kinder sich anderswo niederlassen; wenn ihn aber die Frau, wie meist, überlebt, so kann ihr ein solcher Besitz, den ihr niemand abkaufen will, höchst lästig werden. Was hilft den Kindern da ein Haus in der Gegend von Hamburg, wenn sie durch alle vier Zonen des Reiches zerstreut sind, wie das in der Großindustrie gerade bei tüchtigen Leuten so oft der Fall ist!

Hier müßte der genossenschaftliche Besitz helfend eingreifen. Er würde ja auch sofort die natürlich nicht unbeträchtlichen Mittel für eine solche Siedelung herbeischaffen können. Der Einzelne ist hier ja leider vielfach zur Ohnmacht verdammt, aber die Genossenschaft als solche könnte selbstverständlich schnell den notwendigen Kredit und weiterhin große Mittel aufbringen und auch den Leuten die nötige Freizügigkeit sichern. Wenn z. B., um nicht nur von der Industrie zu sprechen, der Maurer, der in Chemnitz keine Arbeit findet, wüßte, daß er von der Dresdener Genossenschaft ebenso gut Garten und Wohnung bekommen kann, wie an der alten Stelle, so ist ihm ein gut Teil geholfen. Diese Genossenschaften könnten auch viel besser für die Witwen sorgen, wie das jetzt geschieht und geschehen kann. Alte Frauen, die so häufig den Mann überleben, bedürfen natürlich weniger Platz wie ein Ehepaar, aber wenn man ihnen nur eine Wohngelegenheit gibt, die einigermaßen genügt — und die Genossenschaft würde natürlich Witwenhäuser haben —, so hat man einer alten Frau das Allerwesentlichste gegeben, dessen sie zum Leben bedarf. In einer solchen genossenschaftlichen Siedelung würden sie natürlich auch nicht gar so arg vereinsamt und verlassen dastehen, wie jetzt in der Wüstenei der Industrie-Großstadt nur allzu oft.

Solche Siedelungen mit einigermaßen genügendem Gartengrundstück sind durchaus lebensfähig. Auch in England ist z. B. eine Industriebevölkerung, die bei Hungerlöhnen verkam, mit Erfolg dem Marketgardening zugewendet worden, und wer in Deutschland die Siedelung Neu-Lübbenau im Unterspreewald aufsucht, der kann auch ein Beispiel finden von Maurerniederlassung und Gärtnerei nebeneinander.

Eine solche stärkere Heranziehung des Gemüsebaues kann aber nur von allergünstigstem Einfluß auf die Ernährung unseres Volkes sein, denn wenn bisher die wohlhabenden Klassen nach

der Ansicht der Fachleute zu viel Fleisch aßen und zu wenig Gemüse, so liegt jetzt für den größten Teil der Arbeiterkreise die Gefahr noch mehr vor, daß sie Fleischnahrung viel zu sehr bevorzugen und dafür im Verhältnis viel zu viel Geld ausgeben, statt für das notwendige, billigere und bekömmlichere Gemüse.

Wenn wir also mit diesen Arbeitersiedelungen und daneben anderen ausgedehnten Kleinsiedelungen die direkte Ernährung unseres Volkes zu einem großen Teil wieder übernehmen können, so wird ein anderer Teil wirklich bäuerlicher Siedelungen, die aber auch keine großen Höfe darzustellen brauchen, die Versorgung unseres Volkes mit Milch und mit Fleisch ebenso gut und besser besorgen wie der Großgrundbetrieb, denn das Schwein z. B., das doch für unsere Volksernährung so wichtig ist, gedeiht in mittleren und kleinen Betrieben besser wie im Großgrundbetrieb, und die bei uns bedauerlich vernachlässigte Produktion von Eiern und Geflügel ist ja natürgemäß eine Sache des intensivsten, d. h. des Kleinbetriebes, wenn sie sich rentieren soll. Das Ziel unserer ganzen Wirtschaft müßte aber überall die Intensität sein und ganz im Gegensatz zu der dem heutigen Großgrundbesitz aufgedrängten Richtung gehen, die immer neue und immer intensivere und kompliziertere Maschinen anschafft und anschaffen muß, um dafür die heute zu kostspieligen und unsicheren Menschen abzuschaffen.

Aber neben der Beschaffung von Gemüse, Eiern und Schweinefleisch liegt ja auch die Versorgung mit Milch ebenso gut oder noch besser in den Händen des mittleren und kleinen Betriebes, und Milch und Käse werden ja wahrscheinlich in der Ernährung der Zukunft auch einen Teil der kostspieligen Fleischnahrung ersetzen müssen. Die große Hauptsache ist aber, daß die Kinder auf dem Lande unter vernünftigen Bedingungen, die wir freilich vielfach erst schaffen müssen, aufwachsen und wenigstens gedeihen können, was nach allen Erfahrungen für die Stadt, geschweige denn die Großstadt, in den bisherigen Verhältnissen für einen viel zu großen Teil unserer Bevölkerung auf die Dauer immer noch ausgeschlossen ist.

Mit diesen Wünschen für die Zukunft unserer Industriearbeiter ist nun aber, wenn auch eine Hauptfrage, so doch keineswegs das Programm der Bevökerungspolitik erfüllt. Denn die Bevölkerungsabnahme in den gebildeten und besitzenden Schichten,

wie sie ganz markant z. B. die sog. Yankees, die einheimische Bevölkerung in den Vereinigten Staaten Amerikas besonders im Osten zeigen, beweist, daß die Verhältnisse auch bei uns sich bald ändern werden. Und unsere Nachkommen werden sich bald in bezug auf ihren Nachwuchs vor Aufgaben gestellt sehen, denen gegenüber die Aufgaben unserer Zeit immer noch verhältnismäßig einfach erscheinen müssen. Aber jede Zeit hat ihre Aufgaben, und so ist unserer Zeit die Aufgabe des Ausgleiches zwischen Kapital und Arbeit, Arbeitgeber und Arbeitnehmer, Eduktion und Produktion, Industrie und Landwirtschaft, Stadt und Land zugefallen. Dazu wird ja noch immer mehr der Ausgleich zwischen unseren heimischen Verhältnissen und der Wirtschaft der Außenländer und Kolonien hinzukommen, immer unter dem einheitlichen Gesichtspunkt der notwendigen Erhaltung unseres Volkes in der geschichtlichen Zusammensetzung und auf dem geschichtlichen Boden. Notwendig ist dafür aber natürlich, daß wir ihm die natürliche Wurzelfläche nicht fahrlässig verkümmern lassen.

Natürlich ist mit einem solchen Ausgleich zwischen Industrie und Landwirtschaft, wie er wie gesagt von hochgestellten und hochbefähigten Männern als möglich und erstrebenswert angesehen wird, zwar vieles, aber nicht alles geschehen. Es werden vielmehr durch eine ganze Reihe kleinerer Übelstände, die sich auf dem Gebiete der Bodenwirtschaft gelegentlich doch sehr entscheidend geltend machen, noch abwehrende Maßregeln nötig. So können wir vielleicht für eine bessere Organisation des Kleinvertriebes und Kleinverkaufes der landwirtschaftlichen Erzeugnisse ein wichtiges Vorbild und Beispiel entnehmen aus der Technik der Warenhäuser, so sehr wir darauf hingewiesen sind, diese möglichst zurückzudrängen und abzuschaffen. Das ist nötig, denn sie proletarisieren große Mengen Angestellter außerordentlich schnell und gründlich, und sie können uns gar keine Garantie dafür bieten, daß sie in einer auch nur kurzen äußeren oder inneren Krisis irgendein Risiko oder irgendwelche Opfer für das allgemeine Wohl tragen. Die Lasten wären ja auch in kurzer Zeit völlig erdrückend. Ihre Angestellten sind also allen solchen Gefahren schutzlos preisgegeben, und wenn sie nun gar dem bekannten öffentlich ausgesprochenen Grundsatze folgen: einerlei was der Gegenstand wert ist, ich verkaufe ihn nach dem, was er mich kostet, so proklamieren sie damit ja einen Satz, der zum

Ruin jedes anderen sicher und gewissenhaft vorgehenden Handels führen muß. Mit der Zeit wird ihre Technik ja aber nicht mehr Geschäftsgeheimnis bleiben können, und wenn dann eine vernünftige Organisation des landwirtschaftlichen Kleinbetriebes und des Kleinhandels auch außerhalb der großen Städte einsetzt, so läßt sich die beklagenswerte Kümmerlichkeit beseitigen, daß die kleinen Städte und das platte Land sich an das Warenhaus der Großstadt wenden müssen, um die eigenen Produkte ohne zu viel Umstände und zu annehmbaren Preisen wieder zu bekommen; stellenweise ist dieser Weg durch unseren „Fortschritt" ja überhaupt der einzige geworden, um draußen noch etwas zu bekommen.

Wenn man eine unleugbare Wahrheit hart ausdrücken will, wird man sagen müssen: daß die geschäftliche Unfähigkeit und das geringe Urteil eines großen Teiles unserer Frauenwelt allein das Überwuchern der Warenhäuser und ihres Geschäftsprinzips erklärt; aber solange die Mehrzahl auch der Damen in den Großstädten Büchsenkonserven z. B. nicht nach der Güte, sondern unbesehen nach der Billigkeit kauft, ist hier ja wenig Besserung zu hoffen. Um so beachtenswerter sind unter diesen Umständen die Anstrengungen, die wirtschaftlich befähigteren und urteilsfähigeren Frauen zunächst des platten Landes, die unter diesen Notständen am empfindlichsten und am meisten leiden müssen, zusammenzufassen und so ein Gegengewicht gegen Leichtsinn, allzu große Gläubigkeit und wirtschaftlichen Unverstand zu schaffen. Daß Zustände in Ordnung sind, die es erlauben, daß man böhmische Fasanen und steirische Hühner in Berlin nicht nur leichter, sondern auch viel billiger als am Orte selbst kauft, werden doch nur die Beteiligten behaupten können. Im allgemeinen ist es aber, um dies Kapitel zu einem gewissen Abschluß zu bringen, doch für die Aussichten unserer Landwirtschaft auf dem eigenen Boden bezeichnend, wenn selbst ein Führer des Bundes der Landwirte, allerdings auch eine führende Autorität — Freiherr v. Wangenheim — die Entwicklung der gesamten Landwirtschaft in den intensiven Kleinbetrieb ausmünden sieht!

Wie steht es aber mit den Aussichten der Bodenwirtschaft im Auslande? In den letzten Jahrzehnten hat sich überraschend schnell das Urteil dahin gewandt, daß die Ackerfläche der Welt keineswegs so unbeschränkt ist und eine Ausdehnung ohne alle Schranken durchaus nicht so vor der Türe steht, wie

das eine Weile von den Vorkämpfern des unumschränkten Individualismus in der Wirtschaft in Aussicht gestellt wurde.

Nun gar von den künstlichen Ersatzmitteln, die man hier und da von der synthetischen Chemie hoffte — so daß ganz ernsthaft von der Umwandlung der Zellulose des Holzes in Stärke, also in Brot gesprochen wurde, oder von der künstlichen Herstellung des Eiweißes, — ist in streng wissenschaftlichen Kreisen kaum je ernstlich gesprochen, und auch in der Tagespresse ist es letzter Zeit davon erheblich stiller geworden.

Wie wenig befriedigend die Zustände im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten in den letzten Jahrzehnten übrigens auf dem Lande geworden sind, beweist ja die außerordentlich starke Auswanderung ursprünglich amerikanischer Farmer nach Kanada. Und die wachsende Sorge der regierenden und führenden Elemente der Union um den steigenden Menschenmangel in der Landwirtschaft, auch hier auf dem neuen, einst freien Boden, das Anschwellen der sehr wenig geeigneten Elemente unter den neuen Einwanderern und ihre so ungünstige Anhäufung in den Industriegebieten und in den großen Städten, ganz besonders aber die bedenklich schnell sinkende Geburtenziffer der besten Elemente der älter eingesessenen Bevölkerung der Vereinigten Staaten, beweisen, daß wir in letzter Zeit nicht gerade viel Ursache haben, mit Neid auf die Entwicklung jener Zustände zu blicken. Jedenfalls neigen aber die Sachverständigen zu der Ansicht, daß die Exportfähigkeit von Nordamerika kaum noch ausgedehnt werden kann, daß im Gegenteil, wenn nicht unerwartete Überraschungen eintreten, Nordamerika bald auf den Import für seine Industriebevölkerung angewiesen sein wird, statt auf einen Export.

Die Entwicklung von Argentinien wird jedenfalls auch nicht so entscheidend auf die Welt und Europa zurückwirken, daß neue Krisen im ruhigen Entwicklungsgang zu befürchten wären. Das Gebiet ist ja auch nicht so ungeheuer groß, wie die Union, und die Möglichkeit der Kulturen wird durch die eigenartigen Arbeiterverhältnisse stark beschränkt. Diese werden wahrscheinlich aber auch auf die politische Entwicklung zurückwirken, die in den letzten Jahren außerordentlich ruhig verlaufen ist, nach dieser Richtung hin vielleicht etwas unnatürlich ruhig, wie man einer ursprünglich spanischen Republik gegenüber ohne Ungerechtigkeit behaupten kann.

Die ganze übrige Welt kommt wesentlich als Absatzfeld für unsere Industrieprodukte und als Produktionsland für alle jene Dinge in Betracht, die man früher als Kolonialwaren bezeichnete. Nur hat sich bei manchen der letzteren in letzter Zeit die Bedeutung in eigenartiger Weise verschoben, und wir werden derartige Verschiebungen noch mehr erleben. Das hängt zum Teil nur von der größeren oder geringeren Initiative der treibenden Elemente des Welthandels ab. Trotz aller Umwälzungen der letzten Jahrzehnte ist das Gebiet noch außerordentlich ausdehnungsfähig; aber wenn beim Erfinder, wie wir jetzt wissen, nicht nur die leitende Idee der Erfindung vorhanden, sondern auch der Boden für diese Erfindung reif sein muß, so sind im Handel Anfänge besonders nach einer neuen Richtung noch viel schwieriger. Leitende Ideen pflegen hier, auch wenn sie zu späterem Erfolge kommen sollen, für den ersten Bahnbrecher häufiger Martyrium zu bringen als Erfolge.

Ich brauche aber nur daran zu erinnern, welche unwesentliche Rolle manche Kolonialartikel noch vor kurzer Zeit spielten, während sie jetzt für unsere Technik und zum Teil auch für die tägliche Nahrung größte Bedeutung erlangt haben. Als Beispiel nenne ich die Banane, die in letzter Zeit als Obst für Europa und besonders für die Vereinigten Staaten sehr wertvoll geworden ist, dann den Kakao, der für Fabrikation und Ernährung in Europa an Wichtigkeit so außerordentlich gewonnen hat! Beim Zucker hat sich ja die ursprüngliche Lage durch den Rübenzucker außerordentlich verschoben, dagegen ist bei der Kokosnuß die Bedeutung für Technik wie für Kolonialwirtschaft sehr gewachsen, wenn auch etwas einseitig, weil die Kopra für die ungeheuren Meeresgebiete der Südsee eigentlich immer noch den einzig lohnenden Artikel darstellt, der, nachdem Sandelholz und Pottwale so bald und so ganz verschwunden sind und Perlmutter so sehr gewöhnlich und entwertet ist, diese Gebiete allein an den Welthandel knüpft. Früher hatte die Kokosnuß ja nur eine sehr geringe Bedeutung, bis durch die Einfuhr der Kopra die Kokosnußseife aufkam und zunächst das alte Gewerbe der Lichtzieher und Seifensieder ruinierte. Jetzt ist daneben schon das Öl der westafrikanischen Ölpalme und das der in steigendem Maße aus Afrika eingeführten Erdnuß getreten, und wir verbrauchen auch noch Unmassen mineralischer, früher unbekannter Schmieröle, ohne den Bedarf zu übersättigen.

Die zunehmende Wichtigkeit der Erdnuß beweist aber zugleich, welche Mengen der Hackbau liefern kann, wenn man ihn richtig benutzt.

Nun werden aber bekanntlich manche dieser Artikel, z. B. Kautschuk, unter so abstoßenden Verhältnissen geworben — produziert kann man für einen großen Teil leider immer noch nicht mit Recht sagen —, die Spekulation spielt in allen diesen Verhältnissen eine so unheilvolle Rolle und die Versorgung der Industrie mit den nötigen Rohprodukten erfolgt in so außerordentlich unbefriedigender Weise, daß wir dem Handel immer wieder und wieder die Frage stellen müssen, ob sich diese Verhältnisse nicht ändern lassen, ja, ob man sie nicht ändern muß. Die Politik, die Europa (und das industrielle Nordamerika) diesen Verhältnissen gegenüber zu verfolgen haben, ist ja keineswegs schwer zu bestimmen. Es handelt sich darum, eine einigermaßen sichere Zufuhr von Preisen, die nicht allzu sehr nach beiden Seiten schwanken, zu bekommen und eine brauchbare Qualität zu sichern. Und die Verhältnisse des Erzeugungsgebietes draußen und des Verbrauchsgebietes drinnen sind eigentlich derart einfach, daß es wohl kaum notwendig ist, hier noch einen so umfangreichen Apparat einzuschieben, wie die Spekulation das tut. Eine notwendige Organisation der Konsumenten und eine Organisation der Produzenten, die sich freilich von der Börse unabhängig machen müßten, wird also die Verhältnisse mit dem nötigen Verständnis ordnen können.

Solange aber Europa (und das industrielle Amerika) derart überwiegende Interessen in die Wagschale der Industrie zu werfen haben, ist es für sie natürlich das allerdringendste Bedürfnis, dafür zu sorgen, daß unsere Industrie die Arbeitsgelegenheit und die Rohstoffe wenigstens einigermaßen in der Hand behält. Kennt nun unsere europäische Verwaltung ihre Pflicht und erfüllt sie sie in der dringend notwendigen und angemessenen Art und Weise? Ich glaube nicht, daß die Frage bejaht werden dürfte! Es war ein englischer Sozialistenführer, der in der Erregung des Augenblickes die englische Regierung zur Rede stellte, ob sie so ganz von aller Vernunft verlassen sei, daß man gar nichts zu unternehmen denke, während doch die vollständige Einrichtung eines großen Unternehmens nach Indien schwämme, die die Herstellung ganzer Fabriken zur Erzeugung von Webstühlen in Indien für Indien in die Hand

nehmen solle. Natürlich hat diese Fabrik ihre Tätigkeit ohne Hindernisse eröffnen können, und natürlich ist Europa zunächst überhaupt stolz darauf, wenn in Shanghai und anderswo auf chinesischem Boden und in Japan wie in Indien Spinnereien und Webereien wie Pilze aus der Erde schießen.

Mein verehrter Lehrer Ferdinand v. Richthofen, der Südchina in großem Umfange wissenschaftlich neu entdeckt hatte, hat mir oft davon gesprochen, daß der Chinese ganz im Gegensatz zum Europäer sich an die maschinelle Tätigkeit außerordentlich gewöhnt, ja ein vollkommen befriedigendes Dasein dabei verbringt, wenn er einen Hebel von einer Seite nach der anderen legt. Das ist bekanntlich für uns Europäer vielfach eine Qual, und es liegt sogar eine nicht unbedeutende geistige Gefahr darin, daß unsere Leute sich daran auch nur gewöhnen könnten. v. Richthofen war aber auch mit unserem Kaiser darin einer Meinung, daß die ungeheure Menschenzahl Chinas (und Ostasiens überhaupt) bei einer industriellen Entwicklung die wenigen europäischen Millionen rettungslos in ihrem Ozean ertränken würde. Er fürchtete aber namentlich auch, daß der durch viele Jahrtausende emsigster Kultur ausgesogene Boden Chinas durch die europäische Wissenschaft nun durch die Zufuhr von künstlichem Dünger — Kali, Phosphaten usw. — dermaßen neu gestärkt werden könnte, daß der Überschuß der zuwachsenden Bevölkerung in einer geschichtlich gesprochen nur sehr kurzen Zeit einen großen Teil der chinesischen Millionen unwiderstehlich in die Industrie treiben müsse.

Ob sich dann den Chinesen gegenüber der Grundsatz der allgemeinen Gleichheit, den die politische Vertretung der Industriearbeiter entgegen den Resultaten unserer Fachwissenschaften, Anthropologie und Ethnologie zunächst noch predigt, bewähren wird, das ist eine ernste Frage an die heutigen Leiter der großen Partei, die die künftige Entwicklung zu einem großen Teil in der Hand halten. Daß die abnehmende Geburtenziffer in Mitteleuropa und Nordamerika die Wagschale zu Europas Ungunsten noch tiefer senkt, ist natürlich. Aber Anfänge für eine sachverständige und weitblickende Ausgestaltung der künftigen Kredit- und Handelsverhältnisse fehlen noch ganz. Das Verantwortlichkeitsgefühl bei den leitenden Kreisen ist zunächst meist immer noch außerordentlich gering, und Diplomaten, Politiker und Presse haben für alle diese Fragen kaum Interesse, kaum ein sachliches

Verständnis. So ist es immer noch zu fürchten, daß, wenn ungünstige geschäftliche und geschichtliche Verhältnisse zusammentreffen, die wirtschaftliche Krise gerade in unserer Großstadtbevölkerung und in der Industriebevölkerung so viele Kräfte der Zerstörung frei macht und auf unsere Kultur losläßt, daß davon ernstlicher und unersetzlicher Schaden zu befürchten ist.

Eine stärkere Fesselung möglichst weiter Schichten unseres Volkes an den Boden und eine möglichst starke Wurzelbindung möglichst vieler Teile der Bevölkerung unseres Landes durch eine einträgliche und auskömmliche Bodenwirtschaft ist wahrscheinlich doch immer noch das einzige Heilmittel, das einer zu weit gehenden Industrialisierung und einer damit verbundenen Entwurzelung so großer Teile unseres Volkes gegenüber dauernden Erfolg verspricht und uns durch diese schwere Krise durchführen kann.

Register.

Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig

Die germanischen Reiche der Völkerwanderung. Von Prof. Dr. L. Schmidt. 2. Aufl. 113 S. Geb. M. 1.50.

„Ein guter, übersichtlicher Abriß der wichtigen Epoche der Weltgeschichte. Die Aufgabe, die Schmidt sich gestellt hat, die großartige, in ihren Nachwirkungen bis auf die Gegenwart sich erstreckende Staaten-Umwandlung und -Entwicklung in Umrissen vorzuführen und weiteren Kreisen verständlich zu machen, hat er vortrefflich gelöst." Kölnische Zeitung.

Grundzüge der deutschen Altertumskunde. Von Prof. Dr. H. Fischer. 139 S. 2. verb. Auflage. Geb. M. 1.50.

„Wer künftig sich darüber unterrichten will, welches die Hauptfragen sind, die die deutsche Altertumskunde zu beantworten hat, der greife zu Fischers Büchlein. Er wird hier seine Wünsche erfüllen können. Mit diesen Worten ist dem Buche eine Empfehlung erteilt, die man in der Tat sonst keinem anderen Werke der gesamten wissenschaftlichen und populären Literatur auf dem Gebiete der deutschen Altertumskunde zuteil werden lassen kann." Frankfurter Zeitung.

Deutsche Altertümer im Rahmen deutscher Sitte. Von Prof. Dr. O. Lauffer. 142 Seiten. Gebunden M. 1.50.

„Zum ersten Male wird in diesem kleinen Werke die Kunde deutscher Altertümer in einem knappen Grundriß einem größeren Leserkreise anschaulich und in fesselnder Darstellung vermittelt. Es werden darin die gegenständlichen Denkmäler deutscher Vergangenheit, von den Karolingern bis zur Neuzeit behandelt." Hamburger Correspondent.

Das deutsche Haus in Dorf und Stadt. Von Prof. Dr. O. Lauffer. 126 Seiten m. 8 Tafeln. Geb. M. 1.50.

In immer weiteren Kreisen erkennt man, daß wir bei allen Bebauungsplänen in Dorf und Stadt an die alten schönen Siedelungs- und Bauformen anknüpfen müssen, nicht in sklavischer Nachahmung, sondern in gesunder Fortentwicklung. Die Grundlagen hierzu bietet dies Büchlein, das uns in die Grundformen, Alter, Herkunft und landschaftliche Bedingtheit des deutschen Bauernhauses und die Entwicklung des Stadthauses durch Wort und Bild einführt.

Niederdeutsche Volkskunde. Von Prof. Dr. O. Lauffer 135 Seiten mit zahlr. Abb. auf Tafeln. Gebunden M. 1.50.

„Volkskunde will ein Spiegel des Volkslebens sein. Sie will feststellen, seit wann es so ist, und ergründen, warum es so ist." Mit diesen einleitenden Sätzen kennzeichnet der Verfasser selbst die Aufgaben, die er in diesem Bändchen auf das glücklichste löst. Gerade die Liebe zur niederdeutschen Art, die ein Liliencron, Storm oder Löns besangen, ist auch den Deutschen anderer Stämme tief ins Herz gedrungen. Sie alle werden mit inniger Anteilnahme den Schilderungen des Verfassers folgen. Sein Buch ist ein Buch der Liebe zur deutschen Heimat." Reclams Universum.

Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig

Staat und Gesellschaft in der Gegenwart. Von Prof. Dr. A. Vierkandt. 162 Seiten Gebunden M. 1.50

„Ein Bändchen, das zu den Zeitbüchern im besten Sinne zu zählen ist. Es stellt sich in den Dienst der neuen bürgerlichen Gesinnung, indem es eine soziologische Einleitung in die Politik bietet. Denn nur, wer das öffentliche Leben der Gegenwart richtig versteht, ist imstande, an seiner künftigen Gestaltung mitzuarbeiten." Pädagogische Blätter.

Staatsbürgerkunde. Von Geh. Rat Prof. E. Bernheim. 2. Auflage. 134 Seiten. Gebunden M. 2.50

„Kein leichtes, aber ein lehrreiches Buch ist es, das uns der Verfasser hier bietet, um in streng wissenschaftlicher und sachlicher, aber auch allgemein verständlicher Darstellungsart den Versuch zu machen, das moderne Verfassungswesen zu innerem Verständnis zu bringen." Kölnische Volkszeitung.

Politik. Von Professor Dr. Fr. Stier-Somlo. 4. Auflage. 143 Seiten. Gebunden M. 1.50

„Eine Fundgrube von unentbehrlichen, allgemein-politischen Kenntnissen, die dadurch an Wert gewinnen, daß alle seine Darlegungen ebenso leichtverständlich gefaßt sind, wie sie wissenschaftlich tief begründet sind!" Preußisches Verwaltungsblatt.

Einführung in die Rechtswissenschaft. Von Professor Dr. G. Radbruch. 3. Auflage. 212 Seiten. Gebunden M. 3.—

„Nicht etwa einen oberflächlichen und dem Gedächtnis des Lesers bald wieder entschwindenden Auszug der wichtigsten Gesetzesvorschriften erhalten wir hier, vielmehr werden uns die rechtsphilosophischen und rechtspolitischen Grundgedanken des geltenden Rechtszustandes bloßgelegt." Deutsche Beamtenzeitung.

Die Grundlinien des deutschen Staatswesens. Von Geh. Hofrat Dr. R. Schmidt. 229 Seiten. Gebunden M. 3.—

Das Buch ist eine Brücke zwischen Vergangenheit und Zukunft. Die Vorgeschichte unseres Reiches, dessen staatliche Gewalten, Verhältnisse bei der Gesetzgebung und Verwaltung werden erörtert, sowie das Verhältnis sämtlicher staatlicher Verbände zu den Bürgern als Wähler und als Untertanen. Ein Überblick über die neuen politischen Parteien und die Umwälzung Deutschlands durch die Revolution eröffnet einen Ausblick auf die zukünftigen Aufgaben.

Die deutsche Reichsverfassung. Von Geh. Rat Professor Dr. Ph. Zorn. 3. verb. Auflage. 128 Seiten. Gebunden M. 1.50

„Die vorliegende gemeinverständliche Schrift des hervorragenden Bonner Rechtsgelehrten macht den Leser in leichtfaßlicher, klarer und prägnanter Darstellung mit dem Wesen der deutschen Reichsverfassung bekannt." Literarisches Zentralblatt.

Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig

Die Großstadt und ihre sozialen Probleme. Von Professor Dr. A. Weber. 2. Auflage. 148 Seiten. Gebunden M. 1.50

„Die Schrift behandelt in anregender und fesselnder Weise die kulturelle und soziale Bedeutung der modernen Großstadt. Allenthalben tritt ein wohlabgewogenes und von herrschenden Tagesmeinungen unabhängiges Urteil hervor." Zeitschrift für badische Verwaltungsrechtspflege.

Die Kleinwohnung. Studien zur Wohnungsfrage. Von Baudirektor Professor Dr. Ing. F. Schumacher. 2. Auflage. 112 Seiten mit 70 Abbildungen auf Tafeln. Gebunden M. 1.50

Die Frage nach der Reform der kleinen Wohnung ist eine der Kernfragen für die Aufwärtsentwicklung unseres Volkes. In welcher Weise die Entwicklung anzustreben ist, wird hier gezeigt und dargelegt, wie sich in dieser Frage wirtschaftlicher Zwang, organisatorische Forderungen und gestaltende Absichten in natürlichem Fluß miteinander mischen.

Der Mittelstand und seine wirtschaftliche Lage. Von Syndikus Dr. J. Wernicke. 122 Seiten. Gebunden M. 1.50

„In gedrängter Kürze bringt das sehr lesenswerte Büchlein einen deskriptiven Überblick über die Lage des Mittelstandes und führt recht erschöpfend die normativen Bestrebungen der Mittelstandspolitik aus. Ein besonderer Vorzug des Autors ist die volle Freiheit seiner Erwägungen, die sich durch die zünftlerischen Bestrebungen durchaus nicht beeinflußt zeigen." Deutsche Revue.

Die Frauenbewegung in ihren modernen Problemen. Von Helene Lange. 2. Auflage. 141 Seiten. Geb. M. 1.50

„Wer sich klar werden will über den organischen Zusammenhang der modernen Frauenbestrebungen, der greife zu diesem inhaltsreichen, trefflich geschriebenen Buche." Soziale Kultur.

Fürsorgewesen. Einführung in das Verständnis der Armut und der Armenpflege. Von Professor Dr. Chr. J. Klumker. 119 Seiten. Gebunden M. 1.50

„Gerade auch für solche, die schon praktisch auf dem Gebiet der Armenpflege tätig sind, aber sich nun auch tiefer mit dem ganzen Umkreis der einschlägigen Fragen, mit der Geschichte und Theorie der Armenpflege bekannt machen möchten, erscheint mir Klumkers klare und gründliche Darstellung sehr geeignet." Theolog. Literaturblatt.

Soziale Säuglings- und Jugendfürsorge. Von Prof. Dr. A. Uffenheimer. 172 Seiten. Gebunden M. 1.50

„In klarer, für weite Kreise bestimmter Form erhalten wir hier einen Überblick über die seither getroffenen und empfehlenswerten Maßnahmen zum Schutze des Säuglings und des jungen Kindes. U.s mehrjährige praktische Dozententätigkeit auf diesem Gebiete befähigt ihn besonders zur kritischen Behandlung des Stoffes. Das Büchlein ist allen auf sozialem Gebiete Tätigen warm zu empfehlen." Münchner Medizin. Wochenschrift.

Der Wolkenschulze

Von Max Jungnickel. In alter Fraktur geschrieben u. zweifarbig gedruckt. In gediegenem Bande Mark 6.—
Eine neue köstliche Prosadichtung, ein echtes Kind seiner Muse, rein, heiter und doch wieder ernst voll tiefer Wahrheiten. Im Frühling saß der Dichter in einem märchenwunderlichen Dorfe Thüringens. Und in die singende Frühlingsstille träumt er sich den Heiland ins Dorf hinein, den Wolkenschulzen, den vom Lenz überblauten Beherrscher des Dorfes. „Meine Weltanschauung habe ich in meinen Dorfchristus gelegt, mein Verhältnis zu Gott. Kommt, ich will Euch zu meinem Heiland führen. Vielleicht macht er Euch froh in schwarzen Tagen."

Das neue Geschlecht

Ein Roman von Johan Skjoldborg.
178 Seiten. Geheftet Mark 5.—. Gebunden Mark 8.—
Skjoldborg hat hier ein Werk voller Glauben und Zukunftshoffnung geschaffen: einen Bauernroman, den man ein soziales Bauernidyll nennen kann. Skjoldborg meldet von einer neuen Bauerngeneration, die von modernen Ideen erfaßt, mit neuzeitlicher Dichtung und Kultur in Zusammenhang stehend, stolz und sicher ihre Bauernart wahrt, ihr eigenes Leben ausbaut und den Lockungen der Großstadt widersteht. Das „Neue Geschlecht" kann für alle ein Buch des Trostes und der Aufrichtung werden.

Schwarze Strahlen

Roman von Arnim Steinart (F. A. Loofs).
330 Seiten. Geheftet ca. M. 5.—. Gebunden ca. M. 8.—
Nur in den Stunden der Vertiefung löst sich die grobe Wirklichkeit zu einem Schleier auf, hinter welchem wir die Dinge in ihrem Wesen und ihrer wahren Bedeutung erblicken. So hat der Verfasser die Menschen und das Geschehen dieses metaphysischen Romans gesehen: gleichsam durch die stoffliche Wirklichkeit hindurch, um sie in höherer, wesentlicher Gestaltung vor uns hinzustellen. Im Mittelpunkt einer Handlung von atemloser Spannung steht Orta Runach, ein weiblicher Lucifer. Von ihr, dem gefallenen Engel, geht der Haß gleich schwarzen Strahlen aus. Liebe und Haß erscheinen in ihr zu den Polen einer fast übernatürlichen Persönlichkeit verkörpert.

Vom Baume der Erkenntnis

Von Prof. Dr. Fr. Schumacher. Ca. 280 S. Geh. ca. M. 4.—. Geb. ca. M. 6.—
Diese geistvollen Phantasien und Satiren einer unserer größten Künstler, die neben seiner gewaltigen Berufsarbeit entstanden, sind ein Spiegel seines reichen Innenlebens und eine schöne Gabe für feingestimmte Bücherfreunde. Aus dem Inhalt: Vom weisen Meister / Die Erfindung / Legende vom toten Teufel / Der Lügner / Vom Schicksal / Der Hund / Vom lieben Gott des Waldes / Ahasver / Die mißglückte Himmelfahrt / Zwei Künstler / Wolken. Die Macht des Homunculus / Die Frage / Das Mittel / Die Eulenspiegelschule / Die Fühlung mit dem Volke / Das Interview / Die geistige Atmosphäre / Die Berufszentrale / Eine literarische Entdeckung.

Die Boberbahn Eine Dorfgeschichte aus dem Hirschberger Tal. Von **Kurt Felscher**. 308 Seiten. Geb. M. 6.—

„Ins Hirschberger Tal, in jenen vom Riesen- und Boberkatzbachgebirge umschlossenen lieblichen Kessel, der vom vielgewundenen Bober durchflossen wird, versetzt uns der schlesische Dichter. Es zeichnet uns des Verfassers sicherer Stift ein Bild von tiefster Wirkung. Jeder, der Freude an echter Heimatkunst hat, der seine Menschen nicht nur in der stickigen Luft des Salons zu suchen pflegt, wird an dem Buche, seinen echten Menschen und seinen prächtigen Naturschilderungen reine Freude erleben." Niederschlesische Zeitung.

Der Platz an der Sonne Ein Roman aus Kurbrandenburgs See- und Kolonialgeschichte. Von **Georg Lehfels**. 323 Seiten mit Buchschmuck. Geheftet M. 5.—. Geb. M. 7.—

„In einem Roman aus der Zeit des Großen Kurfürsten wird ein interessantes Stück Geschichte entrollt, mit so strenger Anlehnung an die wirkliche Geschichte, daß das Buch wohl mehr als eine unterhaltende Lektüre ist, und doch wiederum so, daß das Historische den fesselnden Gang der Handlung nicht hemmt. Der temperamentvolle Erzähler weiß bis zum Schluß zu spannen und, da er auf dem Gebiete der preußischen Marine und ihrer Geschichte Fachmann ist, auch zu belehren." Der Tag.

Die große Woge Ein Hamburger. Roman aus der Franzosenzeit. Von **Georg Lehfels**. 281 Seiten. Geh. M. 5.—. Geb. M. 7.—

In wundervoll dichterisch geschauten Bildern gleitet das geschichtliche Geschehen einer ereignisschweren Zeit am Leser vorüber: der sinkende Glanz des Rokoko, der Aufstieg und Sturz Napoleons, Englands Rücksichtslosigkeit im Kampf um die eigenen Interessen und endlich Deutschlands Erstarkung. Man könnte treffend Lehfels' Roman das Hohe Lied auf den Hamburger Kaufmann bezeichnen.

Das Glück in der Sackgasse Roman von **Hermann Kurz**. 6.—10. Tausend. Geh. M. 5.—. Geb. M. 7.—.

„Der Zauber geruhsamer Stunden und die würdevolle Anmut und Behaglichkeit eines seligen, altväterischen Kleinstadtlebens heimeln uns hinter bunten Butzenscheiben und lavendelduftigen Gardinen an . . . Die Fabel dieses, mit reifer Meisterschaft gestalteten Stück Lebens erzählt uns den wirtschaftlichen Aufstieg einer Familie. Aber über allem Irdischen, Stofflichen jubiliert die reine Heiterkeit eines Dichters, der seine Augen an Spitzwegs Gemälden, seine Ohren an Mozarts Flötenchören satt trank und in der Sackgasse von Mauer zu Mauer ein Rosengewinde schlang, auf dem der schelmische Amor seiltänzerhaft hin und hergaukelt, bis er in die Kammern und Herzen glücklicher Buben und Mädchen schlüpft." Der Tag.

